

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N<sup>o</sup> 10.

1884.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

## Die Alten und die Neuen.

Roman von W. Kautskij.

(9. Fortsetzung.)

Ein leichter Wind hatte sich erhoben, der Regen hatte aufgehört. Es begann zu dämmern; im Westen zogen, neben dunklen, halbzerrißnenen Wolkenmassen, rote Streifen über das Firmament, die über das feuchte Gestein rötliche Reflexe warfen. Cölestin bemerkte, daß die Straße vor ihnen durch Gerölle verlegt war, daß die hölzerne Barriere von dieser Stelle hinweggerissen und daß einige Männer mit Hacken und Schaufeln unweit von ihnen Posto gefaßt hatten.

Der Eine rief ihm zu, nicht weiter zu gehen, und zugleich deutete er nach dem Berg hinauf.

Cölestin war es sofort klar geworden, daß hier eine bedeutende Abrutschung stattgefunden. Die Erdmasse war den Berg herunter gekommen, das Gestein mit sich reißend, es hatte die Barriere zertrümmert, und diese war sammt den Blöcken in den Fluß gestürzt. Kleinere Gesteinsmassen und Gerölle schob sich noch immer nach, es bedrohte die Wegmacher, die beordert waren, die Straße wieder frei zu machen und in Stand zu setzen.

Der Eine sprang über das Gestein hinweg und kam zu Cölestin herüber.

„Wenn Sie's wagen wollen zu Fuß,“ sagte er lachend, „für Pferd und Wagen ist die Straße jetzt nicht passierbar, sehen Sie, es hat ein Stück von ihr hinweggerissen.“

„Das ist aber höchst fatal, es sind Damen mit, sie können doch nicht im Wagen warten, bis der Weg ausgebeffert sein wird.“

„Nein, mein lieber Herr, das dürfte Ihnen zu lang dauern. Wir werden die ganze Nacht zu tun haben, vorausgesetzt, daß nichts neues nachkommt. Der Boden ist von dem wochenlangen Regen ganz durchweicht.“

Cölestin stampfte mit dem Fuße.

„Das ist nicht übel; eine öffentliche Fahrstraße, und in einem solchen Zustande.“

Der Arbeiter zuckte die Achseln. „Vor dem, was da oben locker wird, gibts keine Affekurang, und daß die Wegmacher mit dem Ausbessern rasch zur Stell' sind, sehen's ja eh. Samentament, da kommt schon wieder einer runter. Aufgepaßt!“ rief er den Kameraden zu. Die Männer, die mit dem Wegschaufeln und dem Hinunterwerfen des Gesteins beschäftigt waren,

sprangen rasch zur Seite. In großen Sprüngen kam der Stein herunter, und ausplätschend lag er im nächsten Augenblick im Wasser.

Die Gräfin hatte den Fall gehört und nun war auch sie ausgestiegen und zitternd in höchster Aufregung rief sie Cölestin zu sich heran.

Er war rasch an ihrer Seite und setzte sie von dem Vorfalle und der Fortdauer der Gefahr in Kenntnis.

„Lassen Sie uns umkehren, rasch dieser Unglücksstätte entweichen, der ganze Berg könnte noch herunter kommen,“ rief sie in einem ungeduldig desperaten Ton.

Cölestin lächelte kalt. „Wir stehen in Gottes Hand,“ sagte er.

Sie schlug jammern die Hände zusammen. So fromm sie auch war, ihr Gottvertrauen brachte ihr in dem Augenblick nicht die geringste Beruhigung, und sie dachte nur daran, sich selbst so rasch wie möglich in Sicherheit zu bringen.

„Kehren Sie um,“ schrie sie heroisch dem Kutscher zu.

„Das geht nur, wenn ich die Pferde nach rückwärts reiße,“ erklärte dieser.

„Vorerst muß Elsa aussteigen,“ sagte Cölestin, und er wollte nach dem Wagen hin; die Gräfin hielt ihn noch immer am Arme fest.

„Sie ist eigensinnig und will nicht aussteigen, sie behauptet, es sei ihr alles eins, was mit ihr geschehe.“

„Ich will mit ihr reden,“ murmelte er.

Der Arbeiter, mit dem Cölestin vorhin gesprochen, war auf die Gräfin zugegangen.

„Fürchten Sie sich nicht,“ sagte er gutmütig, „ich will Sie über die gefährlichste Stelle hinüber tragen, Madame, dann können Sie zu Fuß weiter gehen.“

Die Gräfin sah den Mann, wie über ein solches Ansinnen entsetzt, an.

„Das ist nicht möglich,“ rief sie, „die Wege sind miserabel, sie sind ganz ungangbar, und die Nacht bricht herein; sprechen Sie doch, Hochwürden,“ wandte sie sich flehend an diesen, „was sollen wir tun? Und wenn wir nun nicht mehr über den Steg kommen, ach, und das ist jedenfalls lebensgefährlich, wie sollen wir die Villa erreichen?!“

„Wir werden für diese Nacht eine andere Unterkunft suchen.“  
„Aber auf dieser Seite gibt es keine Hotels, keine Villen, nur Bauernhäuser.“

„Sie werden einmal vorlieb nehmen müssen, Frau Gräfin,“ sagte er hart.

Sein Ton irritierte sie noch mehr. Fröstelnd zog sie den Mantel über ihre Schulter. „Mich friert und ich habe Hunger,“ rief sie in zorniger Wehklage, „wissen Sie, Hochwürden, daß ich heute noch so gut wie nichts gegessen habe!“ Ihre Lage erschien ihr mit einemmale verzweifelt. Es konnte ihr geschehen, daß sie in dieser Nacht nicht in ihren eigenen, daß sie vielleicht in erbärmlich schlechten Bauernbetten schlafen mußte, und möglicherweise konnte sie ihren Hunger nur mit trockenem Brode stillen. Ein großes, heftiges Mitleid mit sich selbst überkam sie, und sie fing zu weinen an.

Cölestin hatte die Wagentür geöffnet und daran gelehnt, sprach er mit Elsa von der Notwendigkeit auszusteigen.

Die Sofen, die in dem rückwärtigen Wagen saßen, waren gleichfalls ausgestiegen und sie kamen nun gegen die Gräfin heran.

Ein kleiner, äußerst beweglicher Herr, der sich plaudernd von der einen zur andern wandte, ging in ihrer Mitte.

„Gräßliche Gnaden, es ist der Herr Pfarrer,“ sagte die Kammerjose, den hochwürdigen Herrn vorstellend. „Es war ihm die Nachricht von der Abbruchung zugekommen, und er war herausgekommen um nachzusehen.“

Der kleine Hochwürdige, der über das Geröll hinweggestolpert war, verbeugte sich steif und tief.

„Hochgräßliche Gnaden, ich bin hoch erfreut, Sie in unseren Bergen zu sehen.“

Trotz ihres Zornes und ihrer Angst mußte sie lächeln.

„Ich wollte, Hochwürden, ich wäre schon wieder draußen. Sie finden uns in der schlimmsten Verlegenheit, aber vielleicht vermag Ihr Rat uns darüber hinwegzuhelfen.“

Sie erzählte ihm hastig, daß sie auf dem Wege nach ihrer Villa sei, und suchte ihm die örtliche Lage derselben zu beschreiben.

„Kenne sie,“ versicherte mit dem lächelndsten Ausdruck Hochwürden, „hatte die Ehre, Ihnen daselbst meine Aufwartung zu machen, war gekommen, Ihnen meinen Dank abzustatten, Frau Gräfin.“

„Wie so?“

„Frau Gräfin hatten die Huld und die Gnade, für den Altar unserer Kirche höchstehändig ein Tuch zu sticken.“

Jetzt entsinne ich mich Ihrer,“ rief die Gräfin merklich erleichtert, daß sie sich unter dem Schutze einer landeskundigen Persönlichkeit befand, die ihr verpflichtet war, „aber das Tuch war für die Pfarrkirche von Solenbad bestimmt.“

„Ganz recht, ich war im vorigen Jahr daselbst Kaplan, und bin nun seit zwei Monaten hier auf eigener Pfarre.“

Die Gräfin griff nach beiden Händen des Pfarrers. „Hochwürden,“ sagte sie feierlich, „wenn die Heiligen es fügen, daß wir glücklich dieser Situation entinnen und noch vor Einbruch der Nacht eine befriedigende Unterkunft erreichen, so will ich abermals eine Altardecke sticken, und zwar für Ihre Kirche.“

Der kleine Pfarrer faltete schmunzelnd seine Händchen und sagte gerührt:

„Die Heiligen werden es sicherlich so fügen. Und Gottlob kann ich Ihnen selbst diese Unterkunft für diese Nacht bieten. Gnädigste Gräfin,“ er verbeugte sich wieder, „für mein geringes Haus wird es eine hohe Ehre sein, Sie empfangen zu dürfen.“

„Aber Hochwürden, wir brauchen mindestens vier Zimmer, und ich möchte Sie nicht gerne inkommodiren.“

„Durchaus nicht; mein Pfarrhaus ist sehr geräumig, und außer den vier Zimmern kann ich Ihnen noch einen Salon zur Verfügung stellen.“

„In der Tat,“ rief die Gräfin erfreut und doch noch zögernd. Indes war Elsa aus dem Wagen gestiegen und dieser, bis zu einer breiteren Stelle zurückgeschoben, konnte nun gewendet werden.

Cölestin meldete der Gräfin, daß sie einsteigen könne; er hatte die Einladung des Priesters vernommen, und er nidte ihm zu.

„Die Frau Gräfin wird den lebenswürdigen Antrag mit der größten Dankbarkeit entgegennehmen,“ sagte er mit einer Bestimmtheit, die jeden Widerspruch abschneit.

Sie sah ihn etwas erstaunt an. So viel sie in der starken Dämmerung unterscheiden konnte, leuchteten seine Augen in einem seltsamen Feuer.

„Und Sie erkennen nicht die Fügung Gottes in alledem?“ flüsterte er, und er drückte ihre Hand fest in der seinigen, „wir suchen eine Pfarre an einem heimlich versteckten Ort, und einen Pfarrer, der sich uns gefügig erzeigt, und nachdem wir, wie durch ein Wunder, dies alles gefunden, zögern Sie, die Gelegenheit zu ergreifen.“

Die Gräfin war sprachlos vor Ueberraschung, fast wäre sie reumütig vor dem Vater auf die Knie gesunken.

Er hatte die wunderbare Fügung sofort erkannt, während sie — war sie denn mit Blindheit geschlagen, daß sie das Einwirken einer höheren Macht nicht ahnte, nicht begriff?

Alles erschien ihr nun festgestellt, und wenn sich ihr jetzt die Möglichkeit ergeben hätte, ihre Villa ohne jede Gefahr zu erreichen, sie hätte keinen Gebrauch davon gemacht.

Cölestin hatte den Damen in den Wagen geholfen und er lud nun auch den Pfarrer, mit dem ihn die Gräfin rasch bekannt gemacht hatte, ein, in den Wagen zu steigen. Er setzte sich neben ihn. Der Kutscher hatte Befehl erhalten, nach dem Pfarrhause am See zu fahren. Die Gräfin atmete auf, als der Wagen sich in Bewegung setzte und bald darauf in ein Seitental einlenkte.

Es war nun völlig Nacht geworden, an dem dunklen Firmament leuchteten vereinzelte Sterne auf.

„Gott sei Dank,“ meinte der Pfarrer, der äußerst heiter und gesprächig sich zeigte, „das schlechte Wetter ist vorüber und wir werden morgen einen schönen Tag haben. Es ist die höchste Zeit. So andauernde Frühjahrsregen richten bei uns großen Schaden an, am Plattenberg solls böß aussehen, und im Schieferbruch hat gestern, am Samstag, ein Deckeneinsturz stattgefunden, zwei Arbeiter sind stark verletzt, einer ist tot.“

„Aber das ist entsetzlich!“ rief die Gräfin.

„Ja wohl, ja wohl,“ seufzte er, ohne daß indes der gemüthlich indolente Ausdruck seines Gesichts sich verändert hätte, „es wäre übrigens fast zu wünschen, unser lieber Herrgott hätte die andern beiden auch gleich zu sich genommen. Was soll mit den armen Teufeln geschehen? Erwerbsunfähig sind sie auf jeden Fall, aber die Gemeinde ist zu arm, die kann nicht für sie sorgen, da wären sie denn im Himmel am besten aufgehoben.“

Elsa, die bisher so ruhig gesessen, machte eine Bewegung und legte sich tiefer in den Fond des Wagens zurück. Cölestin beugte sich vor und erfaßte ihre Hand.

„Sie sind ermüdet, Komtesse?“ flüsterte er in einem gedämpften Ton, in dem inniges Mitgefühl sich aussprach.

„Ja,“ antwortete sie und sie entzog ihm die Hand, die sie, als hätte sie nicht sofort die Kraft dazu gefunden, ihm einen Augenblick überlassen hatte.

„Wir werden sehr bald an Ort und Stelle sein,“ versicherte in freundlicher Beruhigung der Pfarrer, „und es soll dann schon dafür gesorgt werden, daß die Damen all die nötige Bequemlichkeit und Erquickung finden, deren sie so dringend bedürfen.“

Eine Viertelstunde später rollte der Wagen durch eine Art Felsentor in den Ort, und fuhr dann langsam den unebenen holperigen Weg bis zum Pfarrhause, das zu den ersten Gebäuden des Ortes zählte.

Die Pfarrei war ein großes massiges Gebäude, das in dem armseligen Ort gleich einem stattlichen Herrensitz sich ausnahm, mit dicken dunklen Steinmauern und zahlreichen vergitterten Fenstern, hinter denen kein Licht brannte.

Der Pfarrer sprang zuerst heraus und zog in heftiger Weise die Glocke. Bald darauf öffnete sich die Pforte, eine Magd

erschien mit Licht, und hinter ihr eine Dame in mittleren Jahren von gutem Aussehen. Die fremden Herrschaften wurden über eine hölzerne Treppe nach dem ersten Stock geführt und über einen langen Gang in die stets bereitstehenden Fremdenzimmer geleitet. Indes war auch der zweite Wagen mit den Kammerjungfern und der Bagage angelangt, und es gab nun eine Weile ein Trepp auf und Trepp ab, und in das vorher so stille Haus zog eine Bewegung, eine Unruhe, die ihren Kulminationspunkt in der Küche erreichte, in der sich der Herr Pfarrer selbst einfand, um durch seine eigene Aufgeregtheit die seiner Hausgenossen noch zu vergrößern.

Die Gräfin hatte auspacken lassen und machte Toilette. Elsa durfte, da sie sich zu einer gleichen Prozedur nicht verstehen wollte, ihr Reisekleid behalten. Celestin gelang es endlich, sich des Pfarrers zu bemächtigen und die Aufmerksamkeit des zerstreuten Mannes, den die Sorge um Küche und Keller in diesem Augenblick vorwiegend beschäftigte, ein wenig für sich zu gewinnen.

Er erzählte ihm, daß sie einen Täusling bei sich hätten. Die Komtesse, die bisher durch einen gewissenlosen Vater im modernen Unglauben erzogen, sei nun bekehrt und solle durch das Sakrament der Taufe in den Bund der Christenheit aufgenommen werden. Die heilige Handlung sollte morgen früh in Solenbad stattfinden, deshalb seien sie hierhergekommen; aber nun hätte es der Himmel selbst anders gefügt, und sie wollen dies als einen Fingerzeig betrachten, daß die Taufe hier und von Hochwürden selbst vollzogen werden solle.

Der Pfarrer verbogte sich äußerst geschmeichelt in freudigster Genugthuung.

„Die Frau Gräfin vertritt wohl Patenstelle?“ fragte er. „Zunächst, und sie wird es natürlich, nachdem dies gottgefällige Werk gelungen, an reichen Geschenken für die Kirche nicht fehlen lassen.“

Der Pfarrer hob mit einem Segenblick für die edle Frau den Blick zum Himmel und drückte gerührt und zum Zeichen des Einverständnisses dem Herrn Bruder die Hand.

Erst beim Souper, das im Saale servirt wurde, fanden sich alle Beteiligten wieder zusammen. Elsa sah etwas blaß aus, die Gräfin war rosig und in bester Laune. Aller Gefahr war sie entronnen, all das Ungemach, das sie gefürchtet, hatte sich in Behaglichkeit verwandelt.

Sie hatte ihr und Elsas Zimmer äußerst nett und darin jeden gewünschten Komfort gefunden, und jetzt schmeckte ihr das Essen wie noch nie in ihrem Leben. Sie sagte dem Pfarrer die verbindlichsten Worte, die diesen überglücklich machten.

Er fragte hinwieder die Gräfin nach den Neuigkeiten der Residenz, er hätte für sein Leben gern näheres über die jüngsten Skandalprozesse erfahren und hierauf einiges vom Hof. Aber Celestin sprach mit Elsa von der Schönheit des Südens und schilderte Rom. Er sprach in jenen tiefen leisen Molltönen, die auf das alte Herz der Gräfin einen so bestrickenden Zauber übten, und sie horchte den Ausführungen des jungen Paters und vergaß dem Pfarrer zu antworten.

Celestin war auf die Geschichte Roms übergegangen und auf ihre Bedeutung für die Christenheit.

„Dort erst, Komtesse,“ fuhr er lauter und kräftiger werdend fort, „dort, auf diesem klassischen Boden wird Ihnen der Sinn aufgehen für die historische Macht und Größe unseres Glaubens. In Rom, wo die ersten mutigen Bekenner des Christentums gewirkt und gelebt haben, und wo alles, was Sie umgibt, Zeugnis ablegt für die unwiderstehliche Macht einer Lehre, für welche Männer, Weiber, Kinder mit Freuden gestorben sind, tausende den Märtyrertod gelitten haben; da, an diesem Ort, wo diesem neuen Bekenntnis Heilatomben geopfert wurden, da werden Ihnen die Schuppen von den Augen fallen, und Sie werden einsehen und bekennen, daß, so lange für keine andere Lehre eine ähnliche Begeisterung erwacht, so lange keine andere die Gemüter bezwingt und sie mit Heldengeist erfüllt, diese die richtige sein müsse, die einzig wahre. Elsa, Sie werden schon morgen die unsere sein, aber die göttliche Roma mit ihren

Wundern und der Anblick des heiligen Vaters wird erst das Bekehrungswerk vollenden.“

Er hatte in hoher Begeisterung gesprochen, aus seinen dunklen schönen Augen, die auf sie gerichtet waren, blitzte ein inneres Feuer, leuchtete es fast wie Siegesfreude.

Sie starrte ihn an, fassungslos, nicht überzeugt und doch halb bezwungen.

Er merkte es und in noch leidenschaftlicherer Erregung fuhr er fort. Er mischte Heidnisches und Christliches durcheinander, wie es ja die Kirche immer getan, aber seine Darstellung war farbig, glänzend, poetisch, voll fesselnden Zaubers. Die Gräfin war in Verzückung und der kleine Pfarrer, dem in der Alltäglichkeit seiner geistlichen Verrichtungen jedes Ideal, jede höhere Anschauung abhanden gekommen war, der sein Amt durchaus geschäftsmäßig verwaltete, er saß mit offenem Munde da und lächelte verlegen dem Jesuitenpater zu, in dem er seinen Meister erkannte, gleichsam einen Virtuosen in Glaubenssachen.

Elsa erhob sich plötzlich, sie bat sich zurückziehen zu dürfen.

Die Gräfin geleitete sie selbst auf ihr Zimmer. In freundlicher Weise sagte sie ihr noch einige belehrende Worte, die sie für die morgige Zeremonie vorbereiten sollten. Elsa hörte sie an, stumm und in sich gekehrt, als aber die Gräfin sie auf die Stirne küßte, um sich hierauf selbst in ihr Zimmer einzuschließen, faßte sie sie an der Hand und hielt sie fest.

„Was wollt Ihr mit mir tun?“ fragte sie plötzlich, und ihre Stimme hatte einen so seltsamen Klang, der ihre Seelenangst verriet. „Ihr wollt mich taufen, was geschieht da mit mir?“

„Du wirst aufgenommen, mein Kind, in den Bund der Christenheit, du wirst dich dann wohler fühlen, du wirst von dem Teufel und der Erbsünde befreit sein und mit deinem Gott versöhnt.“

„Es wird also in mir, in meinem Denken und Fühlen eine Wandlung vorgehen? Aber wie, auf welche Weise, durch welche Mittel?“

„Durch das Wort des Priesters und das reinigende Wasser der Taufe!“ sagte die Gräfin feierlich.

„Und der Priester ist der kleine burleske Pfarrer?“

„Er ist der Stellvertreter Gottes.“

„Und das Wasser ist ein gewöhnliches, natürliches Wasser?“

„Das ist es, aber durch die Wirkung, die es hervorbringt, wird es ein übernatürliches.“

„Aber es bleibt doch Wasser, es verändert nicht Form und Gestalt?“

„Durchaus nicht, es wird über dein Haupt gegossen, und alsbald wird sich das Wunder vollziehen und du wirst an seine heilige Kraft glauben müssen.“

„Ich glaube ja an die Kraft des Wassers, aber es ist eine natürliche Kraft — und wenn ich nun an seine übernatürliche nicht glaube, nicht glauben könnte?“ Das Mädchen richtete sich in die Höhe und die großen Augen sahen forschend in ängstlicher Neugier in das Antlitz ihrer Tante.

Diese strich ihr mit der Hand über die Stirne, als wolle sie solche Gedanken hinwegscheuchen.

„Du bist ein Kind, Elsa, aber gleich einem Kinde kannst du entführt und gereinigt werden durch den Glauben deiner Paten, die an deiner Seite stehen. Dein Heil ist gesichert, Mädchen, und alles wird sich vollziehen zu deinem Besten. Und nun gute Nacht.“

Sie trennten sich.

Elsa ließ sich auf einen Sessel sinken und sie blieb lange so. Ein seltsamer Duft umgab sie, wie damals im Zimmer der Gräfin, ein angreifender Duft, wie Kirchengesang.

Konfuse, verwirrte Vorstellungen entstanden ihr, und zugleich überschlich sie wieder das Grauen vor einer Macht, die das Wirkliche zum Unwirklichen, das Natürliche zum Übernatürlichen machen kann und die das bejaht, was die Vernunft verneint. Und beugen sich nicht alle vor dieser Macht? Nur sie hat es nicht getan, weil ihr Vater sie es nicht gelehrt, aber konnte er nicht im Unrecht gewesen sein?“

Und wieder gedachte sie jener rätselhaften Empfindung, die gestern in dem dunklen Betzimmer ihr aufgestiegen, und ihr dünkte, als sei sie wieder in demselben eingeschlossen. Und war nicht hier derselbe Duft der Blumen, der ihr den Atem hemmte? Horch, war das nicht Musik, das zu ihr herüberdrang? Und wenn es nun geschah wie gestern, und wieder der heiße Atem über sie hinwegwehte und sie versengte? Sie wand sich schauernd unter diesen Phantasien, und wieder war es ein Gefühl so mystisch, so unerklärlich, halb Wonne halb Dual, das ihr erstand, und als sie jetzt den Kopf erhob, sah sie das lebensgroße Bild eines in einem dunklen Talar gekleideten Mannes vor sich an der Wand, und in dem schwankenden Lichte der Kerze schien es sich zu bewegen, aus dem Rahmen herauszutreten.

Kann denn das sein? rief sie sich selber zu, aber ist denn bei dieser Nacht nicht alles, alles möglich? Es gibt ja Wunder, sagen sie, und Wein wandelt sich in Blut, und Brot in Fleisch, und was jetzt tot ist, kann lebendig werden. — Schatten schienen durch die Stube zu fliegen, und sie vernahm seltsame Geräusche, die Geräusche der Nacht. Es überkam sie, was sie bisher nicht gekannt, ein lähmendes Gefühl der Furcht, sie fühlte sich mit einemmale aller Willkür eines Geheimnisvollen anheimgegeben. Sie glaubte zu ersticken, und in dieser physischen Bedrängnis kam ihr ein Rest von Energie zurück. Sie stürzte zum Fenster, sie riß die dunklen herniedergelassenen Gardinen zurück und riß es auf.

Sie brauchte Luft, Luft!

Der helle Vollmondschein lag draußen ausgegossen und die Luft war durchsichtig hell und rein. Sie atmete sie voll und gierig ein und lehnte sich hinaus, da glänzte es wie Wasser ihr entgegen. Das war ein See, und am Ufer drüben — sie fuhr mit beiden Händen gegen die Stirne, war es eine Täuschung ihrer Sinne, wußte sie denn nicht mehr, ob sie träume, ob sie wache, da drüben — wie ein Bild stand es vor ihren Augen — da lag die Stätte ihrer Jugend, ihres Glückes, das Haus am See, in dem sie mit ihrem Vater gelebt hatte.

Ist es denn möglich! Das Mondlicht ruht auf den weißen Mauern und der Balkon tritt deutlich daraus hervor, und daneben die Gruppe der Buchen und Ahorne, unter denen sie so oft gesessen, und darüber die abenteuerlichen Formen der Felsen. Alles, alles findet sie wieder und hier der blinkende, blinkende See, wie sie ihn in schönen Mondnächten so oft gesehen. Sie ist in Amsee, und sie träumt nicht, nein, nein, das ist Wirklichkeit, das ist Leben!

Sie breitet die Arme aus, als wolle sie die Natur in ihrer Schönheit umfassen und an ihr Herz ziehen. Dann wendet sie sich wieder mit einem Gefühl des Schreckens nach der Stube zurück.

„Ich müßte krank werden und sterben, wenn ich all das glauben sollte, was sie glauben,“ murmelte sie, und als gelte es rasch dem Tode zu entrinnen, eilt sie gegen die Tür und öffnet sie. Draußen ist ein dunkler Korridor. Sie steht, sie horcht, sie schaut, dort blinkt ein Fenster, sie huscht dahin und über die Treppe hinab. Eine Tür ist offen, Licht und Lärm dringt ihr daraus entgegen, es ist die Küche, sie wendet sich nach der entgegengesetzten Seite. Sie kommt an eine Tür, der Schlüssel steckt im Schloß, sie dreht ihn um, öffnet rasch und sie enteilt ins Freie. Sie ist auf der Straße.

## II. Kapitel.

Sie läuft vorwärts. Und jetzt, wo die Gebäude zu Ende sind, sieht sie wieder den See vor sich und drüben die Villa, ihr Eigentum. Sie bleibt stehen und ein kurzer Ruf, einem Jauchzen gleich, drängt sich aus tiefer Brust hervor.

Es war also keine Täuschung ihrer verstörten Sinne gewesen: es ist wahr!

Und Wirkliches umfängt sie wieder, die Natur.

Wie monddurchhell ist diese Nacht, wie lind die Luft, wie rein; zärtlich schmeichelnd umfängt sie sie. Sie atmet sie tief, mit vollen Lungen saugt sie sie ein. Und jetzt horcht sie ent-

zückt, als wärs Musik, auf das Rauschen, das der Wind verursacht. Die schlanken Zweige mit den jungen kaum entsprossenen Blättern bewegt er sanft, und sie neigen sich zusammen, und es klingt und rauscht, und das Mondlicht rieselt darüber hin.

Wie schön ist das und wie erquickend! Ihr ist's, als wäre sie einem dumpfen Grab entronnen und nun frei.

Gedanken, Wille, Kraft, alles ist ihr wieder zurückgekehrt, und Lebensmut und Lebensfreude quillt prickelnd ihr durch alle Adern.

Sie hat diese Empfindung der Lust, die auch die Mücke hat, die in der Sonne tanzt, diese Lust, die die Natur all ihren Wesen — als eine primäre Eigenschaft eingepflanzt hat und die nur ein widriger, unnatürlicher Zwang, die nur der Mensch in seinem Wahn hintanzuhalten sich bemüht hat und zu ersticken. Und weiter trägt sie der flüchtige Fuß.

Sie schreitet furchtlos durch die Nacht. Keine mystischen Vorstellungen beängstigen sie mehr.

Für sie hat die Natur keine Schrecken, und das Unnatürliche findet darin keinen Platz mehr.

Die Waldesbäume zu ihrer Rechten säufeln ihr einen wohlbekannten Willkommenßgruß zu, und zu ihrer Linken rauscht das Wasser leise in wechselnden Melodien.

Hier und da ertönt ein Schnalzen, ein Fische springt auf, sie kennt das alles, sie liebt das alles, und dann steht sie wieder still und blickt hinüber über den See auf die Villa, auf deren Mauern das Mondlicht ruht. Inmitten des massigen Gesteins und der dunklen Baumgruppe schimmert es so hell herüber.

All die schöne Zeit, die sie darin verlebt, kommt ihr wieder ins Gedächtnis; wie hat sie nur diesem Orte so lange fern bleiben können? Freilich, den teuren Vater wird sie hier nimmer wiederfinden, und das Häuschen ist leer, seine Türen verschlossen.

Aber sie will hinüber, sie will ihr Eigentum betreten und dorthin vor jenen entfliehen, vor denen ihr jetzt graut.

Hastiger schreitet sie vorwärts. Sie ist im Ort. An den Holzhäusern kommt sie vorüber, die an dem Felsen kleben, kein Licht brennt innen — da drinnen schläft alles. Niemand erwartet sie, niemand denkt hier mehr an sie.

Der enge in den Felsen gehauene Steig führt aufwärts, hier lehnt sich eine Häusergruppe dicht aneinander, und dahinter tost in jähem Fall aus bedeutender Höhe der Mühlbach herunter. Jetzt geht der Weg wieder schnell abwärts dem See entgegen; hier ist schon angeschwemmtes Terrain und ihre Füße treten in durchweichtes Erdreich.

Sie hat den Landungsplatz des Sees mit den Schiffshütten erreicht. Ein Kahn liegt hier außen, mit einem Strick ist er an einen Pfahl gebunden. Sie bindet ihn los und das Stechrudder ergreifend, das drinnen liegt, stößt sie ab, ohne sich viel zu bestimmen.

Einige kräftige Schläge bringen sie in den nächtigen See hinaus.

Das Fahrzeug ist gut, es nimmt kein Wasser auf, sie darf es wagen, mit ihm hinüber zu fahren. Aufrecht steht sie im Kahn, noch ist sie im weithinschattenden Dunkel der Felsen, gleichsam in Nacht geborgen, aber jetzt kommt sie weiter hinaus und der über den Bergen aufsteigende Mond erreicht sie; aufblitzend teilt sich die Flut unter ihren Ruderschlägen und rauscht wieder zusammen. Sonst kein Laut ringsumher. In undurchdringliches Dunkel bleiben diesseits die Bergesmassen gehüllt, indes jenseits das mondbeglänzte Ufer sich der Heranschwimmenden in unbestimmten unklaren Umrissen zu zeigen beginnt.

Sie nähert sich dem Ufer; ihr Ruder trifft auf einen unterseeischen Wald von Algen und ineinander verschlungene Wasserpflanzen, kaum gleitet das Fahrzeug darüber hinweg. Zugleich streifen ihr Haupt die weitüberhängenden Gebüsche des Ufers, und aromatischer Blütenduft weht ihr entgegen, er erregt ihr all die Erinnerungen von ehemals; ihr ist's, als müsse sie dem Vater entgegeneilen.

Ein kräftiger Schlag und das Flachboot fährt knirschend über den Sand hinweg, es sitzt fest. Sie eilt nach vorwärts, springt hinaus und ist auf ihrem Grund und Boden. Sie tut



Galerie schöner Frauentöpfe: Messalina. Gemälde von Hermann Kaulbach.

(Nach einer Photographie von Braut und Fehner in Berlin.)

einige Schritte über die weichen Matten, dann bleibt sie stehen, von ihrer inneren Bewegung gehemmt. Sie befindet sich vor der Villa; sie sieht hinauf nach dem Balkon — steht er nicht oben? erwartet er sie nicht? Sie breitet die Arme aus, Vater! ruft sie.

Ein Rauschen geht durch die noch kahlen Wipfel der Buchen und Ahorne, die in dichter Gruppe das Haus umgeben.

Im nächsten Augenblick springt sie den aufsteigenden Fußweg hinan, dem Felsen zu, an den der rückwärtige Winkel des Balkons sich lehnt, sie denkt nicht an die Treppe, die sie bequemer zu demselben führen würde, sie ergreift das Holzgeländer mit beiden Händen und steigt hinüber. Sie befindet sich auf der Gallerie, die das Haus von allen Seiten umgibt. Sie wendet sich der Vorderseite zu, auf der das volle Licht des Mondes ruht, unwillkürlich wirft sie einen Blick um sich — tritt ihr der Vater nicht entgegen? — ach, nein — sie ist allein! — Sie lehnt sich über die Brüstung und sieht hinaus in die Nacht. — Nichts regt sich in dieser Dede.

Und jetzt in dieser tiefsten Abgeschiedenheit erfährt sie plötzlich wieder das Gefühl einer grenzenlosen Vereinsamung.

Ihre Hände greifen krampfhaft ineinander.

So klammert sich der Mensch an sich selbst, wenn er sich losgelöst fühlt von all den übrigen seiner Gattung. Es ist die unbewußte, händeringende Geberde der Verzweiflung.

Da berührt ein leises Knarren ihr Ohr. Es ist ein langgedehnter Ton, unmittelbar hinter ihr.

Blitzschnell wendet sie sich um. Was ist das? Und wieder das ächzende Geräusch.

Sie bemerkt nun, daß die Balkontür nicht geschlossen ist, ein Windstoß dreht sie langsam und knarrend in ihren Angeln. Es macht sie bestürzt.

Das Haus war gerichtlich verschlossen worden; war jemand hier eingebrochen, oder hatte die Tür den Einflüssen von Wind und Wetter nachgegeben? Ihr Herz klopft heftig, aber eine plötzliche Entschlossenheit springt darin auf. Sie öffnet die Tür vollends und steht an der Schwelle des Gemachs. Ein Mondstrahl stiehlt sich hinein, er vermag nichts zu erhellen. Zögernd hebt sich ihr Fuß, sie tritt ein.

Ein jäher Schreck, ein nervöses Zusammenfahren expreßt ihr einen Laut des Entsetzens.

In dem Zimmer ihres Vaters ist Licht. Ein schmaler Lichtschimmer dringt in bestimmter Helle zwischen Tür und Diele hindurch.

Sie taumelt nach rückwärts, den Ausgang suchend.

Da öffnet sich langsam die Tür und ein Mann tritt aus derselben.

Er hält einen angezündeten Armlenker empor, sein Licht erfüllt das Gemach. Er hat den Ruf vernommen und er sieht nun diejenige vor sich, die ihn ausgestoßen hat. Rasch stellt er den Leuchter auf den Tisch, und im nächsten Augenblick befindet er sich an ihrer Seite.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Götter in der Dichtung.

Von Wilhelm Wlos.

Die Dichter, jene bevorzugten Menschen, haben die schöne Aufgabe, die Gestaltungen der menschlichen Phantasie in edle und großartige Formen zu fassen und uns dadurch über das Nüchterne und Alltägliche zu erheben. Sie verschaffen uns dadurch jene reinen und unvergleichlichen Genüsse des Geistes und des Herzens, die den Menschen so sehr veredeln und die uns den tröstlichen Blick in des weite Gebiet der Verbollkommnungsfähigkeit der gesammten Menschheit eröffnen. Die Dichtung eilt der Wirklichkeit unendlich weit voraus; sie zeigt uns in weiter Ferne die zu erstrebenden Ideale und spornt uns an, durch die heißen und harten Kämpfe des Daseins zu der sonnenigen Höhe des Ideals vorzubringen. Wir schweben mit dem Flügeltrusse des Poeten empor

„Nach den höhern Regionen,  
Wo die reinen Formen wohnen“,

und von seinem erhabenen Stand herab läßt der Poet die bunte Schaar jener Gestalten vorüberziehen, mit denen er unsere Erscheinungswelt bevölkert. Zu Wasser und zu Land, in Feld und Wald, in Flur und Hain tummelt sich der fröhliche Reigen und zaubert uns immer neue Bilder vor. Die geheim wirkenden und waltenden Kräfte der Natur erscheinen uns in bald anmutigen, bald gewaltigen Verkörperungen, und wir lernen dem, was wir einerseits durch die Wissenschaft und Forschung erkannten, andererseits durch die Poesie eine schöne und interessante Form abgewinnen.

Indem man sich verjunkt in die Fülle von Schätzen, die uns die Dichtung alter und neuer Zeit geschaffen, wird man ganz von selbst darauf hingewiesen, in den poetischen Schöpfungen eines Landes und einer Nation auch jene innere Harmonie zu suchen, ohne die uns jene poetischen Gestaltungen nicht frisch und lebensrot erscheinen können. Die Gestalten, welche die Dichter schaffen, müssen sich in innigstem Einklang mit dem Lande und Volke befinden, dem sie vorgeführt werden. Dem Boden, den ein Volk bedeckt und der es ernährt, müssen auch die Gestalten seiner Poesie entsprossen sein. Sie müssen getränkt sein mit dem Volksgeist selber und sie müssen sich der Denk- und Anschauungsweise, der historischen Entwicklung, den Neigungen und Leidenschaften eines Volkes ebenso genau an-

passen, wie dem natürlichen Zustande des Landes, dem die Dichtung selbst gehört. Wenn sie aus fremden und entfernten Regionen herbeigeht, so können sie in frischer Luft nicht gedeihen, sondern es geht ihnen wie exotischen Pflanzen, die nur im Treibhaus weiter zu existieren vermögen.

Die Dichter sind gewohnt, sich viel Material zu ihren Arbeiten und Schöpfungen aus der Mythologie, aus den alten Göttersagen und dem ganzen Sagenschatz der Völker zu holen. Und mit Recht. In den alten Göttersagen findet sich die poetische Naturanschauung der Völker zusammengefaßt, welcher der Dichter die schöne und künstlerische Form zu verleihen hat. Da jedes Volk und Land, infolge seiner besonderen natürlichen Zustände seine besondere Naturauffassung hat, so sind auch die Göttersagen, die dem Poeten so viel Stoff zu seinen Schöpfungen liefern, je nach den natürlichen Eigenschaften der einzelnen Länder durchaus verschieden.

Darnach sollte man glauben, es sei ganz unmöglich, der Poesie eines Landes die Naturanschauung eines anderen, fernem, unendlich verschiedenen Landes zur Grundlage zu geben, die Tummelplätze der Poesie mit fremdartigen Gestalten zu erfüllen und ihre Gärten mit exotischen Gewächsen zu besetzen. Und dennoch sehen wir einen solchen Zustand dicht vor unseren Augen, in unserem lieben Deutschland.

Wir fühlen uns gewappnet gegen den etwaigen Vorwurf, als wollten wir die poetische Literatur Deutschlands aus irgend einem unläuterer Beweggrunde bekritteln oder verkleinern. Wir sind für dies herrliche und riesenhafte Denkmal deutscher Geistes-tätigkeit von der höchsten Bewunderung erfüllt. Wenn das alte und ehrwürdige Gebäu aber einen Riß zeigt, so dürfen wir, gerade aus Verehrung für den stolzen Bau selbst, den Finger in die Wunde legen. Das soll uns niemand wehren. Wir sind auch nicht die Ersten und nicht die Letzten, die das tun.

Um das, was wir gesagt, in seinem ganzen Umfange zu beweisen, müssen wir etwas weiter ausholen.

Man kennt die Geschichte von dem deutschen Professor, welcher zwar ganz genau wußte, wie es im alten Athen und Rom ausgesehen hat, der sich aber in den Straßen seiner eigenen Vaterstadt verirrete. Dieser unpraktische und vertrocknete Mensch

beherrscht heute noch unseren höheren Jugendunterricht. Die „klassische Bildung“, die heute unsere Gymnasien und Universitäten liefern, besteht darin, daß der junge Germane möglichst viel Griechisch und Lateinisch, womöglich auch noch Hebräisch versteht. Das Deutsche tritt zurück; der „klassische Gebildete“ ist in der römischen und griechischen Literatur und Geschichte, wenn er vom Gymnasium oder Universität kommt, weit besser bewandert als in der deutschen. Eine verrottete Gelehrtenkaste herrscht auf diesem Gebiet fast unumschränkt und ist so mächtig, daß sie heute noch imstande ist, die höheren Jugendbildungsanstalten in — man möchte sagen — antinationalen Sinne zu handhaben. Vor nicht allzuerner Zeit war diese Gelehrtenkaste noch bestrebt, die deutsche Sprache zu unterdrücken; deutsch sprechen war einst nur für das „gemeine“ Volk; der „Gebildete“ mußte lateinisch oder französisch sprechen. Mit den fremden Sprachen herrschte auch fremdes Recht, das römische Recht, bei uns, das auf unsere Zustände gar nicht paßt; man propfste auf unsere eigenartigen deutschen Verhältnisse Rechtsanschauungen, die vor mehr als tausend Jahren am Ufer des Bosporus entstanden sind und denen wir uns heute noch beugen müssen.

Hören wir darüber einen vollgiltigen Zeugen. Der bekannte „Turnvater“ Jahn, der einst als „Demagog“ Verfolgte, in seinen alten Tagen politisch sehr verschroben, aber ein verdienstvoller Germanist, hielt am 17. Februar 1849 im Frankfurter Parlament eine Rede für das allgemeine Wahlrecht und sagte dabei neben anderen merkwürdigen Dingen:

„Wer hat früher alles mögliche getan, um unsere Volkssprache niederzuhalten? Alle die Leute, die eine hohe Bildung bekommen haben; aber die Bildung ist häufig, wie Tacitus in seinem Leben des Agricola sagt, ein Mittel der Knechtschaft, welches die Leute Bildung nennen. Wer hat unsere Sprache niedergehalten? Erstens die Geistlichkeit und zweitens die Höfe. Es liegt wahrlich nicht an Deutschland; wahrlich die Höfe sind nicht daran schuld, daß noch deutsch gesprochen wird; die Geistlichkeit aber auch nicht, denn die hätte lieber lateinisch fortgepapelt. Die Professoren auch nicht, denn Thomasius ist der erste gewesen, der deutsch gelehrt hat, und erst vor ein paar Jahren hat man angefangen, auch deutsch auf den Universitäten zu disputieren. Wer hat die deutsche Sprache erhalten? Das, was man so geradezu „Volk“ nennt. Die Akademiker nicht, welche kein einziges deutsches altes Lied aufgeschrieben haben. Gott bewahre uns, die hatten keine Zeit dazu; die hatten genug zu tun mit dem Griechischen, Hebräischen und Gott weiß was für alten Pergamenten. Die hohen gelehrten Versammlungen auf den Universitäten, haben die etwas getan für die deutsche Sprache? Gott bewahre! Ein armseliger Schulmeister hat mehr getan, und da haben sie Maul und Nase aufgesperrt, als Grimm mit seiner deutschen Grammatik hervortrat. (Wassermann: „Der war Professor!“) Aber ehe er Professor war, hat er es schon geschrieben; wie er noch Archivar in Kassel war, hat er es schon gelangt. (Große Heiterkeit.) Haben denn sämtliche Gerichtshöfe von Deutschland, sämtliche Schöppenstühle etwas getan für die Kenntnis des deutschen Rechts? Wer hat dafür etwas geleistet? Wer hat das geleistet sammt und sonders, was Grimm zusammengestellt hat in seinen Rechtsaltertümern und wer hat die deutsche Kunst erhalten? Das Volk!... Wer hat die Volkslieder erhalten und die Märchen? In den Spinnstuben sind sie geblieben; ich will aber zu dem Volke sagen, ich habe selber deutsch in den Spinnstuben zuerst gelernt. (Heiterkeit.) Auf dem Gymnasium habe ich keinen Unterricht in Deutsch gehabt; da trieb man Hebräisch und Griechisch; Solabeln hat man lernen müssen und sie wie eine Meze Kartoffeln herunterfressen, aber deutsch hat man dort nicht gelernt. (Heiterkeit.)... Wer hat deutsches Leben erstickt und wer hat Deutschland zerstört? Die höheren Stände sind es gewesen, die mit ihrer Bildung sich rühmen. Ich berufe mich auf Spittler; der behauptete in seinen Vorlesungen zu Göttingen — ich habe es mit eigenen Ohren gehört —: „Der

Bauernkrieg in Deutschland ist durch die Juristen ins Land gekommen, weil sie römische Gesetze und Einrichtungen auf die deutschen Zustände ungebührlich anwenden wollten,“ und der neueste Geschichtsschreiber des Bauernkrieges, der hier gegenwärtig ist, wird dieses nicht bestreiten können.“\*)

Also der alte Jahn in seiner oft ziemlich derben Sprache. Man wird ihm kaum zu sagen wagen, daß er übertrieben hätte; er hat in grellen Farben gemalt, aber es sind die Farben der Wahrheit. Jawohl, wenn das Volk die deutsche Sprache nicht gerettet hätte, wer weiß, in welchen Winkel sie von den Popsträgern eines verknöcherten Gelehrtentums verbannt worden wäre! Wissen wir doch, daß unsere großartigste nationale Dichtung des Mittelalters, das Nibelungenlied, das vom 13. bis 16. Jahrhundert sehr verbreitet und bekannt war, im 17. Jahrhundert vollständig in Vergessenheit geriet, nachdem im 16. Jahrhundert es nur noch ein einziger Mann, der Historiker Lazius, gekannt hatte! Erst der züricher Dichter und Kritiker Bodmer zog das Gedicht wieder aus der Vergessenheit hervor, und 1784 ist es zum erstenmal wieder ganz veröffentlicht worden. Als in Deutschland der große Kampf zwischen den Humanisten und Scholastikern, zwischen den Vertretern des Neuen und des Alten, zu Anfang des 16. Jahrhunderts im Gange war, lag die deutsche Sprache noch ganz am Boden. Die berühmtesten Schriften der Humanisten waren lateinisch abgefaßt, so daß das Volk gar nichts davon verstand. Die berühmten „Briefe der Dunkelmänner“ (Epistolae obscurorum virorum) von Reuchlin, diese prächtige Satire auf die Pfaffheit, verlieren, wie Wilmar sagt, in der deutschen Uebersetzung das beste Salz. Ulrich von Hutten, der klassisches Latein schrieb, sah ein, daß, wenn er zum Volke sprechen wolle, er deutsch schreiben müsse, und er schrieb deutsch auf seinem seltsamen Schreibtiisch, dem Sattelnopf. Luthers Bibelübersetzung hob das Ansehen der deutschen Sprache gewaltig, aber die Professoren dozirten noch immer lateinisch, und die Wissenschaft, soweit sie von dem armseligen Popstgelehrtentum repräsentiert wurde, hüllte sich nach wie vor in das fremde Gewand. Im vorigen Jahrhundert kam dann noch das Französische als die Konversationsprache der Gebildeten hinzu; Friedrich II. von Preußen fand die deutsche Sprache noch abgeschmackt, nachdem ein Klopstock, ein Lessing, ein Herder, ein Wieland, ein Goethe den Flug ihres Genius bereits begonnen hatten. Die deutsche Sprache blieb noch lange Aschenbrödel. Und als dies endlich anders geworden, als die fremden und toten Sprachen durch die lebendige einheimische Muttersprache einigermassen verdrängt waren, da blieb der fremde Geist haften, der durch die fremden Sprachen sich eingebürgert hatte; die aus totem Altertum aufgezogenen Anschauungen beherrschten und beherrschten immer noch warmes Leben der Gegenwart.

Man möge uns nicht mißverstehen. Wir unterschätzen den Wert des Studiums antiker Sprachen keineswegs. Allein wir bestreiten, daß dasselbe die richtige Hauptgrundlage moderner Bildung sein könne.

Die dominirende Gelehrtenkaste, die unser Unterrichtssystem beeinflusst, läßt sich dies aber nicht nehmen; das alte ungeliche Verhältnis besteht noch immer, wenn auch nicht so wie früher. Es fällt den Herren Gelehrten ordentlich schwer, diese „gewöhnliche“ deutsche Sprache für ihre tief sinnigen Abhandlungen

\*) Jahn meint Wilhelm Zimmermann, den berühmten Verfasser der „Geschichte des großen Bauernkrieges“, der im Frankfurter Parlament die Stadt Schwäbisch-Hall vertrat. Zimmermann hatte sicherlich keinen Grund, jene Behauptung zu bestreiten, für die in seinem genannten Werke so viel Beweise vorhanden sind. Neuerdings hat der belgische Gelehrte Emil de Laveleye in seinem Buche: „Das Ur-eigentum“ (ins Deutsche überetzt und vervollständigt von Dr. Karl Bücher. Leipzig 1879, bei Brodhaus), seine Forschungen nach den Urformen des Eigentums veröffentlicht und gezeigt, welche Verwüstungen das römische Recht unter dem ehemaligen Gemeineigentum an Grund und Boden in Deutschland angerichtet hat, so daß man nicht zuviel sagt, wenn man behauptet, das römische Recht trage zu einem großen Teil die Schuld an der heutigen Massenarmut in Deutschland. Wir werden es uns zur Aufgabe machen, gelegentlich die fatalen Einwirkungen des römischen Rechts auf die Eigentumsgestaltung in Deutschland in diesen Blättern gemeinverständlich zu beleuchten.

zuzulassen; sie fühlten ihre Wissenschaft dadurch förmlich „entwürdigt.“ Und so drängen sie denn auch in den höheren Bildungsanstalten die deutsche Sprache zurück, wo sie können.

Der Schreiber dieses Aufsatzes besuchte in den sechziger Jahren ein Gymnasium in einem für sehr liberal geltenden deutschen Musterstaate. In den Mittelklassen begann Latein und Griechisch vollständig zu überwiegen. Für künftige Theologen gab es auch Hebräisch; Englisch gab es offiziell nicht, es wurde nur fakultativ in den oberen Klassen gegeben\*), Französisch stand weit hinter Latein und Griechisch zurück. Deutsche Grammatik gab es zwei Stunden die Woche, und es mag mancher die Schulbänke verlassen haben, der in der deutschen Stilistik nicht sonderlich sattelfest war. Man las aber eine Anzahl von antiken Schriftstellern. Die deutsche Literatur lernte man nur aus einer trockenen Aufzählung der Schriftsteller und ihrer Werke in irgend einer altertümlichen Literaturgeschichte kennen; mit den Werken selbst beschäftigte man sich weit weniger, mit Ausnahme davon, daß das Nibelungenlied und

\*) In dem größten Teil der deutschen Gymnasien konnte man die englische Sprache überhaupt nicht lernen.  
D. Red.

einiges Verwandte einmal flüchtig gelesen wurde. In den oberen Klassen angekommen, war man denn auch vortrefflich „klassisch gebildet“; man kannte Cornelius Nepos, Cäsars gallischen Krieg,

Livius, Tacitus, Horatius, Ovidius, Cicero, Virgilius von den Lateinern, Homer (Iliade und Odyssee), Xenophon, Thucydides, Sophokles und die Evangelisten des Neuen Testaments von den Griechen. Die Zeit, die für deutsche Klassiker übrig blieb, war natürlich sehr gering; die prächtigen Satiren eines Thomas Murner und Fischart kannte man kaum dem Namen nach, desto besser die Satiren des Römers Horaz; man quälte sich mit den Versmaßen des Horaz weit mehr als mit der Nibelungenstrophe; die deutsche klassische Literatur wurde nur leicht gestreift, die ganze moderne Literatur blieb ein Buch mit sieben Siegeln, wenn man sich nicht Abends, nach Erledigung der erhaltenen Aufgaben, noch zum Studium moderner Schriftsteller aufgelegt fühlte.

Wenn es um 1865 so stand, wie mag es früher gestanden haben! Früher, als der Gelehrten-



Sächsischer Bauer (Siebenbürgen). (Seite 242.)

zopf noch zehmal so mächtig denn heute auf der Jugendbildung lastete! Und da kommen wir auf das zurück, von dem wir ausgegangen sind. Während die Dichtung uns am besten Gestalten



vorzaubern würde, die mit unserem eigenen Volksleben in innigem Zusammenhang stehen, sendet sie uns die blassen Schatten des griechischen und römischen Altertums.

Davon sind unsere Besten nicht frei. Die Dichtung glaubt ihre Höhe auch erst dann erreicht zu haben, wenn sie sich dem griechischen und römischen Wesen möglichst genähert hat und auf dem antiken Kostüm einherstolzirt. Alle alten griechischen und römischen Götter sind wieder aus ihren Gräbern geholt worden und gehen in den Versen unserer Poeten um. Sie sollen uns Wald und Feld, Wasser und Land, Berg und Tal beleben. Unsere klassischen deutschen Poeten lassen uns Zeus donnern, Ceres auf den Feldern umher-schweifen, Bacchus den Wein beleben, Apollo singen und dichten, Merkur handeln und betrügen, Mars den kriegerischen Reigen führen. Die Weisheit sollen wir uns bei Pallas Athene oder Minerva, die Liebe bei Amor, die Schönheit und Anmut bei der lieblichen Venus suchen. Und schließlich bringen uns diese Götter noch in die Unterwelt, die fern am Gebirge Tánaron ihren Eingang hat und wo es so traurig ist, daß der arme Achilleus, der siegreiche Held, lieber lebendig ein Tagelöhner, als tot ein Achilleus sein möchte. Diese Götter hausen auf dem Olymp, einem Berg, der sehr weit vom Rhein entfernt ist, und sie schmausen Nektar und zechen Ambrosia,

Nahrungs- und Genußmittel, die jedenfalls sehr verschieden sind von Kalbsbraten und bairischem Bier.

Diese Götter haben zum großen Teil ein sehr anstößiges Privatleben. An dem alten Zeus oder Jupiter will es uns gar nicht gefallen, daß er so viele junge Mädchen unglücklich macht, sie verführt, uneheliche Kinder zeugt und zu seinem Stellener Ganymed in einem nicht anzudeutenden widerlichen Verhältnisse steht; Merkur betrügt mehr, als unser Strafgesetz gestattet; Venus macht ihren Mann täglich zum Hahnrei und wird mit dem plumpen Mars auf frischer Tat ertappt, schämt sich aber durchaus nicht. Alle diese Persönlichkeiten sind sehr leicht bekleidet, halb, teilweise ganz nackt. Wir sind nicht so prüde, sie deshalb zu tadeln, allein unser Klima ist für solch spärliche Bedeckung doch zu rau. Man sieht, sie stammen aus einem Land, wo es weit wärmer ist als bei uns, wo infolge dessen die Leidenschaften ganz anders geartet sind und wo man Dinge als selbstverständlich ansieht, die uns nicht einleuchten wollen. Sie wären in unserem nordischen Klima schon längst langsam verblühen, diese alten Göttergötter, wenn sie von den Poeten nicht immer wieder belebt würden. Was tun



Sächsisches Bauerntöchter (Siebenbürgen). (Seite 242.)

sie bei uns? Laßt doch die armen antiken und klassischen Sansculotten (Hosehosen, Hosenlose) in ihrem warmen Griechenland und Italien; sie fühlen sich dort viel behaglicher.

Einer hat ihnen schon einmal den Abschied gegeben. Der unbarmherzige Spötter Heinrich Heine hat die freierenden Olympier einmal in seiner Manier begrüßt. Sie mußten den Olymp verlassen, als das Christentum kam, und wie es dabei dem schönen Apollo ging, erzählt Heine\*) so:

„Viele dieser armen Emigranten, die ganz ohne Obdach und Ambrosia waren, mußten jetzt zu einem bürgerlichen Handwerk greifen, um wenigstens das liebe Brod zu erwerben. Unter solchen Umständen mußte mancher, dessen heilige Haine konfiszirt worden waren, bei uns in Deutschland als Holzhacker tagelöhnern und Bier trinken statt Nektar. Apollo scheint sich in dieser Not bequem zu haben, bei Viehzüchtern Dienste zu nehmen, und wie er einst die Kühe des Admetos weidete, so lebte er jetzt als Hirt in Niederösterreich, wo er aber, verdächtig geworden durch sein schönes Singen, von einem gelehrten Mönch als ein alter zauberischer Heibengott erkannt, den geistlichen Gerichten überliefert wurde. Auf der Folter gestand er, daß er der Gott Apollo sei. Vor seiner Hinrichtung bat er, man möchte ihm nur noch einmal erlauben, auf der Citer zu spielen und ein Lied zu singen. Er spielte aber so herzrührend und sang so bezaubernd, und war dabei so schön von Angesicht und Leibesgestalt, daß alle Frauen weinten, ja viele durch solche Nührung später erkrankten. Nach einiger Zeit wollte man ihn aus seiner Gruft wieder hervorziehen, um ihm einen Pfahl durch den Leib zu stoßen, in der Meinung, er müsse ein Vampyr gewesen sein und die erkrankten Frauen würden durch solches probates Hausmittel genesen. Aber man fand das Grab leer. Ueber das Schicksal des alten Kriegsgottes Mars seit dem Siege der Christen weiß ich nicht viel zu melden. Ich bin nicht abgeneigt zu glauben, daß er in der Feudalzeit das Faustrecht benutzt haben mag. Der lange Schimmelpennig, Kesse des Scharfrichters von Münster, begegnete ihm zu Bologna, wo sie eine Unterredung hatten. Einige Zeit nachher diente er unter Frondsberg in der Eigenschaft eines Landsknechts und war zugegen bei der Erstürmung von Rom, wo ihm gewiß bitter zu Mute war, als er seine alte Lieblingsstadt und die Tempel, worin er selbst verehrt worden war, sowie auch die Tempel seiner Verwandten so schmähslich verwüsten sah.“

Der leichtsinnigen Frau Venus hat Heine noch weit schlimmer die Wahrheit gesagt.\*\*) Doch genug davon. Wir wollen die armen Vertriebenen nicht noch mehr kränken.

Wir sind die letzten, welche die herrlichen Gestaltungen antiker Kunst verkleinern möchten. Aber wenn unsere Dichter in die alten Göttersagen hineingreifen, um sich Material und Schmuck für ihre Schöpfungen zu beschaffen, haben sie es da nötig, die unter dem glühenden Himmel Griechenlands und Italiens geborenen Götter nach dem kühlen Norden zu zerrn? Namentlich bei Schiller, dem Nationaldichter, wimmelt es von den Olympiern, und sie füllen fast all die Räume aus, welche der Dichter mit seinen Zaubergeralten zu bevölkern hat. Venus, Ceres, Diana, Minerva, Juno, Zeus, Mars, Apollo, Hermes, die Götter wechseln ab mit den antiken sterblichen Menschen Kassandra, Semele, Herakles und dem ganzen Schwarm der trojanischen Helden.

Es wäre unsinnig zu verlangen, daß die antiken Göttersagen aus unserer Poesie ausgeschlossen werden sollten, wenn gleich sie schon im Altertum selbst die größten Verherrlicher gefunden haben. Was wir tadeln wollen, ist nur, daß unsere eigenen deutschen Göttersagen so sehr in den Hintergrund gedrängt, so fast ganz verdrängt worden sind. Und doch sind die Figuren unserer Götterlehre dem uraltesten deutschen Wesen

entsprossen. Sie sind in Deutschland selbst geboren und entsprechen sonach weit mehr dem Wesen unseres Volkes und seiner Vergangenheit. Und niemand wird behaupten wollen, daß es diesen Figuren an Poesie fehle. Sie treten auf in nordischer Stärke und Schönheit, und die nordische Phantasie nimmt einen Flug, der die Höhe der hellenischen Phantasie völlig erreicht. Wenn sich in den Göttern Griechenlands die ganze Formenscönheit des alten Hellas offenbart, so stellt die nordische Mythologie uns den ganzen tiefen und philosophischen Ernst unseres Volkes dar, den es betätigt hat in langer Entwicklung. Die nordischen Formen sind rauher; sie zeigen nicht die weichen Linien hellenischer Kunst, aber sie sind niemals unschön und überragen jene weit an Großartigkeit und Kraft. Schon wie die altdeutsche und nordische Göttersage die Entstehung der Erde darstellt (hauptsächlich nach der Edda), beweist eine ihr innewohnende poetische Kraft, die man bei der hellenischen vergebens suchen würde. Die nordische Mythologie und die deutsche unterscheiden sich nicht wesentlich; es finden sich viele Spuren, daß die Aesen, die nordische Götterfamilie, im eigentlichen alten Germanien gerade wie im hohen Norden verehrt worden sind, und die Unterschiede kommen teilweise auch daher, daß wir einen Teil der altgermanischen Götterlehre nur aus römischen Darstellungen (von Cäsar und Tacitus) kennen. Die nordische und die eigentlich germanische Götterlehre fallen in so vielen Punkten zusammen, daß wir sie hier nicht zu trennen brauchen.

Aber auch die einzelnen Gestalten der nordischen Göttersage entsprechen dem deutschen Naturell. Sind die Charaktere auch nicht so fein herausgearbeitet, wie bei den Hellenen, so sind die allgemeinen Züge doch dem Volksgeist angepaßt. Odin, das Haupt der Aesen, ist eine ernste und würdige Erscheinung; er verläßt diese Haltung nur, wenn er an der Spitze des wilden Heeres durch die mächtigen Eichenwälder des alten Deutschland jagt, und ist kein Mädchenjäger, wie der olympische Zeus; seine Frau Freia ist eine liebliche und gewinnende Gestalt, eine flotte Jägerin, aber auch treue und liebende Gattin, weit erhaben über die intrigante Juno und die leichtsinnige Venus. Dann der gewaltige Donnergott Thor (Thonar), der Kriegsgott Ziu (Tiu), der sanfte Frö oder Freyr, der herzerfreuende Gott der Liebe, und neben ihm der meist im hohen Norden verehrte Balder (Valdur) der Gott des Lichts; Frouwa (auch Freya), die Göttin des Minnegefangs.\*) Die nordische Mythologie, von der wir durch die Edda mehr Kunde haben, als von der eigentlich deutschen, zeigt die einzelnen Göttergestalten mehr ausgeprägt; dort gibt es u. a. einen Gott des Meeres, der Sonne, des Schweigens, des Schlittschuhlaufens, des Bogenschießens u. s. w., auch eine Göttin der Jungfräulichkeit und der Unsterblichkeit, während Loki, der Feind der Götter, ihnen nachstellt, namentlich dem strahlenden Balder, dem Gott des Lichts. In ihrer Höhe aber erhebt sich die nordisch-deutsche Mythologie in der dramatischen Darstellung des Weltuntergangs, der Götterdämmerung, bei der die Feuerriesen vom äußersten Süden gegen die Götterburg Asgard vordringen und wobei nach einem wahrhaften Riesenkampfe die Erde ins Meer versinkt und das Uebrige vom Feuer verzehrt wird. Doch bald steigt die Erde wieder frischgrünend empor und bevölkert sich wieder. Sowohl in der Darstellung der Entstehung als auch des Untergangs der Welt erreicht die nordisch-deutsche Phantasie eine Kraft und Naturwüchsigkeit, die man in keiner anderen Göttersage zu finden vermag.

Die Nornen (Schicksalsfrauen) und die Walkyren, die Schlachtfeldfrauen, welche die in der Schlacht Gefallenen nach dem

\*) In vielen Gegenden Deutschlands zeigen sich noch Spuren davon, wie tief die alten Göttersagen ins Volk eingedrungen waren. Die hölzernen Pferdeköpfe auf den Giebeln der norddeutschen Bauernhäuser sind ein Zeichen davon; das Pferd war Odin geheiligt. Für altgriechische und römische Sagenfiguren wird sich aber kein norddeutscher Bauer mehr erwärmen. Wollte man ihn dazu zwingen, dann würde man höchstens das Resultat erreichen, das in jenen Versen enthalten ist:

„In dem schönen Mythenlande  
Schleicht traurig Hans herum,  
Denn das Land ist gar so klassisch  
Und der Hans ist gar so dumm!“

\*) Die Götter im Exil (1836 und 1853).

\*\*\*) Heine läßt den Tannhäuser der Venus überdrüssig werden. Als sie dem Tannhäuser ihre Reize rühmt, antwortet dieser:

„Denk ich der Götter und Helden, die einst  
Sich zärtlich daran geweidet,  
Dein schöner lilkenweißer Leib,  
Er wird mir schier gar verleidet.“

Da hörst allerdings auch mit der Venus auf.

Heldensaal Odins, die Walhalla, in Asgard bringen, stehen uns näher als Parzen und Furien im griechisch-römischen Altertum. In der deutsch-nordischen Götterwelt spiegelt sich das einfache, gewissenhafte Volksleben, die rauhe Tugend und die zarten Empfindungen unserer kräftigen Altvordern. Es ist viel weiter nach dem Olymp des Zeus als nach der Walhalla Odins in der glänzenden Götterburg Asgard, wo man Met (Bier) zecht statt Nektar, und dennoch haben wir immer den weiteren Weg lieber zurückgelegt. In dieser nordisch-germanischen Göttersage ist ein tiefer und unversiegbarer Quell deutscher Poesie vorhanden; wir aber haben das künstlich von den alten Hellenen und Römern geborgt, was wir natürlich bei uns selbst haben konnten. Wir brauchen nicht den fatalistischen Quell, der den antiken griechischen Poeten Begeisterung verlieh.\*)

Aber es gibt auch unter unseren Dichtern solche, die aus dem unerlöschlichen Born unserer alten Volkspoesie getrunken haben. Wir müssen Grimm, Simrock u. a., die durch Sprachforschung und Uebersetzung uns die alten Schätze wieder erschlossen, anführen; es bleibt aber ein unbestrittenes Verdienst von Richard Wagner, so sehr bei ihm auch der Tonkünstler den Poeten überragen mag, die alten glänzenden und kräftigen Gestalten, die unsere ureigenste Volkspoesie geschaffen, wieder belebt und in den Vordergrund gebracht zu haben. Das war es auch, was er meinte, als er bei der Aufführung seiner großen Nibelungen-Tragedie zu Bayreuth die vielfach als zu stolz bezeichneten Worte sprach: „Wenn wir wollen, so haben wir eine deutsche Kunst!“

Wir könnten noch manchen Dichter erwähnen, der über den alten Griechengöttern die trauten und verwandten Figuren der Heimath nicht vergessen hat; wir erinnern an Uhlands Gedicht: „Die sterbenden Helden“. Lange haben die Aesen vergessen in Asgard gefessen, und es mag den Helden in Walhall manchmal langweilig geworden sein beim Met und bei ihren goldlodigen Mädchen, wenn sie sahen, daß sich ihre Epigonen gar nicht um sie bekümmerten. Die mächtigen Töne Wagner'scher Musik haben sie jedoch aufgerüttelt aus ihrem Brüten und Träumen.

\*) Unsere moderne gar zu „klassisch“ gebildete Jugend freilich wird es kaum verstehen wollen, was Heinrich von Kleist meint, wenn er in seinem stammenden Hymnus „Germania an ihre Söhne“, der gegen die Napoleonische Gewaltherrschaft gerichtet ist, die alte Germania ihre Söhne anreden läßt:

„Meines Busens Schutz und Schirm,  
Unbesiegt's Marsenblut!  
Enkel der Kohortenstürmer,  
Römerüberwinderbrut!“

Das römische Recht hat freilich den Sieg im Teutoburger Wald mehr als wett gemacht.

Und so wollen wir bei dieser Gelegenheit auch eines jungen Dichters gedenken, der sich in neuester Zeit viel Mühe gegeben hat, unsere alten und kräftigen Götterhelden zu Ehren bringen zu helfen gegenüber dem leichtfertigen Völklein der Olympier. Wir meinen Franz Siking, der durch seinen Roman „Die Rose von Urach“ vorteilhaft bekannt geworden, nun auch mit einem Heldengedicht: „Des Nordlands Königstochter“ hervorgetreten ist.\*) Es ist ein erhabenes Gedicht, feierlich und ernst, wie einer jener großen Göttertempel des Nordens, oder wie ein lauschiger Hain mit uralten Eichen, in deren Zweigen und Blättern zuweilen ein sanftes Rauschen den Odem der Götter verrät. Drei Helden werben um eine Königstochter des Nordens, aber nicht dem wildesten und trozigsten verleihen die Götter den Sieg, sondern dem, der seine Leidenschaften am besten zu zähmen vermag. Helfriede, die Königstochter, strahlend in Schönheit und Jugend, stellt uns eines jener lieblichen Frauenbilder vor, an denen die deutsch-nordische Mythologie so reich ist. In diesem kleinen Epos ist die Philosophie des altgermanischen Priestertums mit ihrem Glauben an ein Urwesen und mit ihrem Sonnenkultus in eine blühend schöne Form gefaßt, frei von allem gelehrten Beiwerk. Der Dichter hat gezeigt, welche reiche Schätze in der nordischen Göttersage verborgen liegen. Möge sein Streben durch den reichsten Erfolg belohnt werden!

Zum Schluß noch eins; wir wollen uns dagegen verwahren, als ob wir einseitig seien. Wir wissen recht wohl, daß im ganzen und großen die Poesie weder von griechischen, noch römischen, noch germanisch-nordischen Göttersagen abhängig ist. Jedes Zeitalter, jedes Jahrhundert, jeder Tag gebiert neuen poetischen Stoff, und der Dichter hat es nicht nötig, immer und ewig am Alten kleben zu bleiben. Aber wie ein alter Mensch gerne in den Handschriften seiner Jugend liest, so geht auch die Dichtung gerne zurück auf die Jugend der Völker und schaut liebevoll auf die seltsamen Zeichen, die auf wenigen verwehten Blättern übrig geblieben sind. Und da wollten wir sagen: die Runenschriften aus der Jugendzeit unseres deutschen Volkes sind inhaltsreich genug und anziehender für uns, als die anderer Völker. Wir sehen aus den farbenprächtigen Bildern der nordischen Sagenwelt das jugendliche Antlitz unseres eigenen Volkes strahlen, und das enthält der Poesie genug, so daß wir nicht so arm sind, um bei anderen borgen zu müssen.

\*) Des Nordlands Königstochter. Eine epische Märchendichtung von Franz Siking. Frankfurt a. M. Sauerländer's Verlag. 1884.

## Moderne Schicksale.

Novelle von Carl Görlich.

(Schluß.)

Lea hatte Jacke und Barrett abgelegt und erschien in der noblen Einfachheit des bis an den Hals geschlossenen schwarzen Sammetkleides in vollkommener Täuschung als seine Frau.

Mistress Jonston bat Lea näher zu kommen und den für sie eingekauften Tee zu nehmen, was diese anfänglich ablehnte.

„Amalien entging, so harmlos sie auch tat, keine Miene ihres Gastes.“

„Ich bin etwas matt,“ gestand Lea unsicher, „und fürchte jaht —“

„Sie stoden, Frau Gräfin? Was fürchten Sie?“

„Den morgenden Tag, wenn ich an die Weiterreise denke,“ versetzte Lea, deren Augen unwillkürlich stets nach dem Schreibtische hinüberschweiften, auf dem die bewußte rote Mappe lag.

„Darf ich fragen, was Ihr Interesse an jenem Schreibtisch erregt?“ fragte die Engländerin.

Lea fuhr erschreckt zusammen, Purpurrote übergoß ihr Gesicht. „Jener Tisch,“ stotterte sie, „ich bemerkte ihn kaum.“

Jetzt hatte Mistress Jonston Gewißheit, das Erröten der Gamarin hatte dieselbe verraten.

„Sie bemühen sich so viel um mich,“ sagte Lea, indem sie jetzt von dem Tee nahm, „daß ich ganz verlegen werde. Was soll ich dagegen tun, um Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen?“

„Gnädige Frau Gräfin,“ begann Mistress Jonston nun, indem sie das Haupt senkte, „darf ich Ihnen eine Bitte aussprechen, eine recht große —“

„Eine Bitte?“ fragte die Pseudogräfin sehr verwundert.

„Ja, ich fühle mich zwar recht peinlich berührt, Ihnen vielleicht lästig zu fallen, aber ich muß mich Ihnen endlich doch entdecken.“

„Entdecken?“ rief Lea und rückte verwirrt bis an die Lehne des Sophas zurück.

„Freilich,“ fuhr Mistreß Jonston noch immer gesenkten Hauptes unterwürfig fort, „wird eine so vornehme Dame wie Sie mich kaum verstehen, aber andererseits auch leichter geneigt sein, mir zu helfen!“

„Helfen?“ fragte Lea, die über diese unerwartete Anrede vollständig die Fassung verlor und die Manieren der vornehmen Frau immer mehr ablegte, „Sie erschrecken mich, womit soll ich Ihnen denn helfen?“

„Wie Sie, gnädige Gräfin,“ sprach Amalie weiter, „vorher im Salon vergebens um Wohnung baten, da stieg in mir gleich der Gedanke auf, daß ich durch Sie vielleicht gerettet werden könnte, und ich bot Ihnen mein Zimmer nicht nur aus Gefälligkeit an, sondern offen gestanden aus Eigennutz!“

„Sagen Sie doch nur, was Sie von mir wollen!“ stieß Lea unsicher hervor, da sie durch die demüthige Haltung der vorher so sicheren stolzen Dame ganz verwirrt wurde.

„Aber haben Sie Nachsicht,“ flehte Mistreß Jonston, und streckte die gefalteten Hände bittend aus, „wenden Sie Sich nicht ungehört von mir!“

Lea starrete sie sprachlos an.

„Kurz,“ rief Mistreß Jonston, mit allen Zeichen eines großen Seelenkampfes, „ich bin nicht, was ich scheine!“

Lea sprang erschreckt auf.

Sie wurde hier mit gleichen Waffen, mit welchen sie selbst kämpfen wollte, geschlagen. Das, was sie selbst war, eine mit erborgtem Glitter behangene Abenteuerin, konnte sie naturgemäß leicht auch in jeder anderen vermuten.

„Wer aber sind Sie denn?“ fragte sie, nachdem ihr erster Schreck durch Neugier verdrängt wurde.

„Ein armes unglückliches Geschöpf,“ fuhr Mistreß Jonston aufstehend fort, „das verlassen dasteht, dessen Hülsquellen ganz versiegt sind und das vielleicht schon morgen der traurigsten Zukunft entgegensteht, wenn Sie Sich seiner nicht annehmen!“

Lea, die das ihr befohlene Werk — wenn nur Mut und Geschicklichkeit dazu gehört hätte — unbedingt kühn zu Ende geführt haben würde, kam durch diesen unvermuteten Zwischenfall um den Rest ihrer Fassung.

Sie dachte bei sich darüber nach, daß dies alles gar nicht zu dem paßte, was ihr von Senger gesagt worden war.

„Sie wenden sich von mir,“ sagte Mistreß Jonston, die ihre Rolle konsequent weiter spielte, „Sie sind wohl gar erzürnt? Ach, Frau Gräfin, wenn Sie wüßten, in welcher trostlosen Lage ich mich befinde, so würden Sie mir Ihr Mitleid gewiß nicht versagen! Nehmen Sie mich morgen mit sich fort, vielleicht als Ihr Kammermädchen oder dergleichen, aber vor allem bewirken Sie nur, daß ich ohne Aufsehen aus diesem Hotel und hiesiger Stadt entkommen kann!“

„Das ist lustig!“ lachte Lea in ihrem natürlichen Tone auf. Amalie bezwang mit Aufgebot aller ihrer Kräfte den Widerwillen, welchen sie empfand, ihre Rolle weiter zu spielen, denn sie war noch nicht zu Ende.

„Wollen Sie nichts für mich tun?“ fragte Mistreß Jonston mit noch immer niedergeschlagenem Blicke.

„Nun fort mit den Poffen,“ lachte die Gaunerin, und ließ vor ihrer vermeintlichen Genossin auch die letzte Zurückhaltung schwinden, „ich bin ja keine Gräfin; da ich gesehen, daß Sie meinesgleichen sind, so mögen Sie alles wissen. Wir können vielleicht vereint daraus den größten Vorteil ziehen!“

„Was denn wissen?“ fragte die Engländerin, welche jetzt unmittelbar vor der geschlossenen Portiere stand.

„Ich bin hier eingeschmuggelt,“ fuhr die andere fort, „um während der Nacht eine rote Mappe bei Ihnen zu kapern. Hundert Mark habe ich schon dafür erhalten; sie sind hier in der Tasche meines famosen Anzuges, der mir auch verbleibt, und weitere hundert Mark sollte ich bei Ablieferung der Mappe erhalten, aber ich verzichte darauf. Mit dem, was ich bereits habe und in diesem schönen Anzuge will ich nun schon mein Glück machen; das ist genug zum Anfang! Vor allem möchte ich aber ihm aus der Fährte kommen, denn ich fürchte die Abhängigkeit von ihm!“

Bei dieser letzten Vorstellung überflog ein unwillkürliches Zittern der Angst ihre ganze Gestalt.

Auch Mistreß Jonston bebte.

„Von wem?“ konnte sie nur mit mühsam unterdrückter Scheu fragen.

„Na, Kind,“ sagte Lea, über die ihr naiv vorkommende Frage geringschätzig die Achseln zuckend, „das weißt du doch, ihren Namen nennen sie uns bei solchen Aufträgen in zweiter Hand nie, nur das Erkennungszeichen und den Ort!“

„Also mich bestehlen!?“ rief Mistreß Jonston laut und mit Nachdruck.

„Ja,“ hohnlachte die Gaunerin, „er scheint aber auf falscher Fährte gewesen zu sein, da hier alles blank und nichts zu holen ist! Es wird schwer sein, ihm zu entweichen, da er den einzigen Ausweg von hier besetzt hält!“

Mistreß Jonston faßte mit schnellem Griffe rückwärts und zog die Portieren auf.

Hinter den Vorhängen standen in der Türfüllung Justizrath Harber und der Baron.

„Haben Sie es gehört, meine Herren?“ rief Mistreß Jonston triumphirend, faßte aber sogleich an ihre Brust, als ob sie einen heftigen Schmerz empfände.

Lea schrie entsetzt auf, als die beiden Herren, Empörung im Gesicht, hinter dem Türvorhange sichtbar wurden.

„Ha!“ tönte es von ihren schreckensbleichen Lippen, „ich habe mich verraten!“ —

Sie wich mehrere Schritte zurück, sank auf die Kniee und verbarg das Gesicht angstvoll in den Händen.

„Glende!“ drohte der Baron.

„Nun, Herr Justizrath,“ fragte Mistreß Amalie, welche Harbers Hand ergriffen hatte, „sehen Sie jetzt klar?“

„Eine Schändlichkeit ohne Gleichen!“ sagte Harber, und suchte die junge Frau, welche sich zitternd an ihn lehnte, zu beruhigen.

„Ich bin mit meiner Kraft zu Ende,“ hauchte sie matt, „der Atem des Lasters, der mich berührt, hat meine Selbstbeherrschung gelähmt, der Zwang, den ich mir auferlegen mußte, erstickt mich fast;“ nach Luft ringend, setzte sie mit leiser Stimme hinzu: „jetzt handeln Sie, ich kann nicht weiter!“

„Beruhigen Sie Sich, gnädige Frau,“ sagte der Justizrath zu der jetzt glänzend gerechtfertigten Dame, nachdem er sie rückwärts auf die Kissen des Sophas hatte niedergleiten lassen, „die Strafe soll dem Frevel gleichkommen, das sei meine Sorge!“

Sich dann zu Lea wendend, verlangte er von ihr ein offenes Geständnis. Lea zögerte, die Drohung mit der sofortigen Auslieferung an die Polizei öffnete ihr bald den Mund.

„Ich habe den Auftrag,“ stammelte sie in abgebrochenen Sätzen, „eine rote Mappe, die jene Dame besitzen sollte, geschickt an mich zu bringen!“

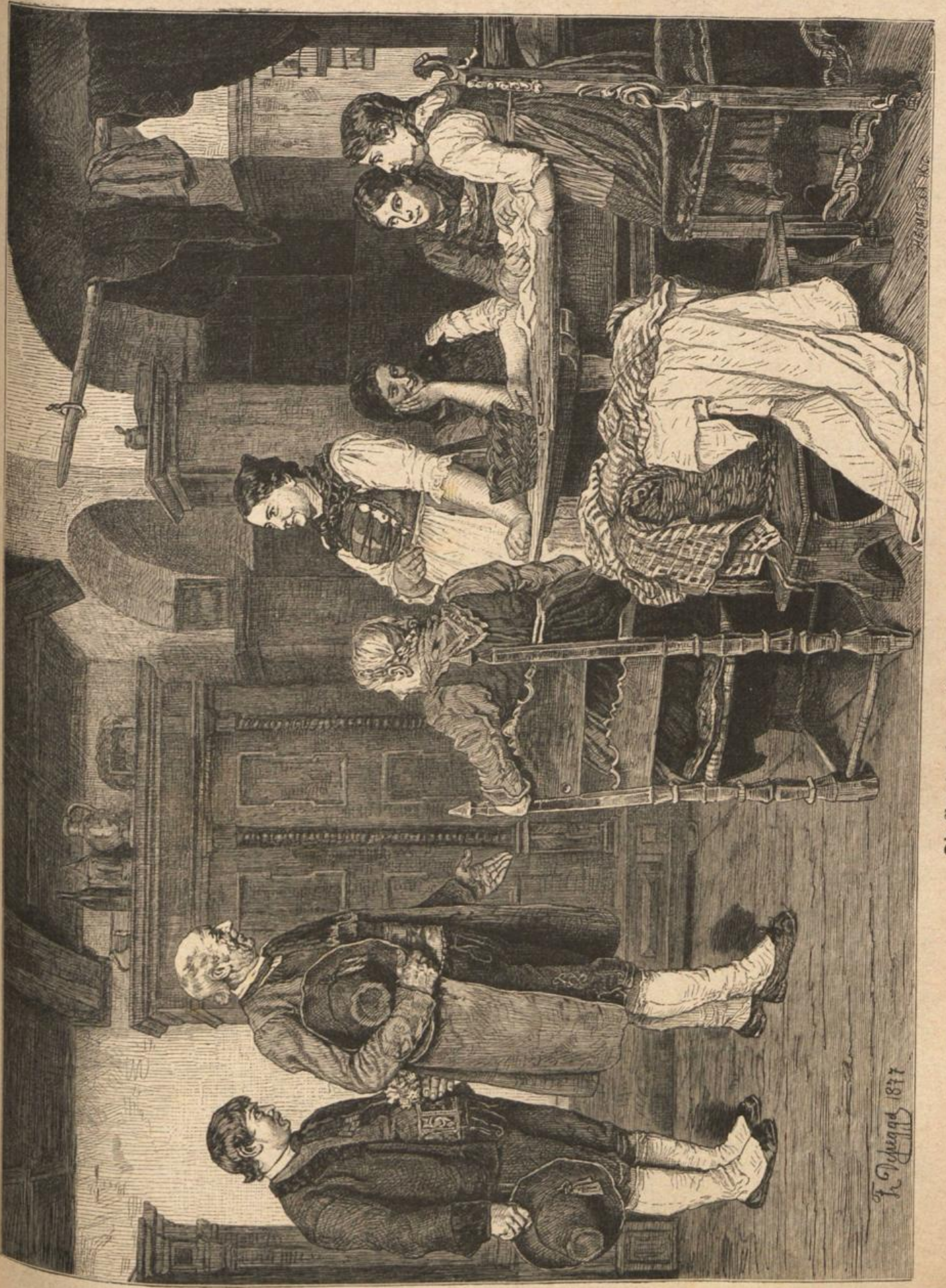
„Sage stehlen!“ warf der Justizrath ein, „denn das ist das rechte Wort!“

„Wenn ich die Mappe,“ erzählte jene weiter, „ergriffen hätte, und alles im Schlafe läge, sollte ich an einem Fenster dieser Zimmer, dessen Lade nicht geschlossen und geräuschlos zu öffnen sei, dreimal an die Scheibe klopfen, das Fenster öffnen und die Mappe demjenigen hinausreichen, der draußen darauf warten würde.“

Der Baron murmelte eine Verwünschung.

Mistreß Jonston warf einen scheuen Blick nach dem Fenster. Es überlief sie kalt, sie fühlte sich von unsichtbaren Gefahren umgeben. Sie wagte nicht zu denken, was aus ihr hätte werden können, wenn sie nicht durch Leopoldinens eifersüchtigen Haß aufmerksam gemacht worden wäre. Unwillkürlich faßte sie des Barons Hand, als wollte sie sich überzeugen, daß ihr inmitten aller Gefahren und Feinde auch ein zuverlässiger Freund zur Seite stände.

„Still!“ raunte der Justizrath den beiden andern halblaut zu, „keinen Laut! Wir wollen gleich die Probe machen, ob die Dirne die Wahrheit sprach! Herr Baron, Sie richten Ihr ganzes Augenmerk auf jene Person; sie darf ihre Stellung nicht ver-



Die Brautwerbung. Von Defregger. (Seite 641.)

lassen, um ihrem Mitschuldigen draußen nicht etwa ein Zeichen zur Flucht zu geben, ehe wir ihn genau erkannt haben! Im äußersten Falle halten Sie sie mit Gewalt zurück!"

Der Baron trat dicht vor Lea, welche vor Angst sich nicht rührte.

"Sie soll nicht mehr schaden!" flüsterte Herr von Warren dem Justizrate zu.

Der letztere war zu Mistreß Jonston gegangen und bog sich dicht an das Ohr der Dame.

"Ermannen Sie Sich," sagte er leise zu ihr, "es ist das letzte, was Sie noch tun müssen!"

"Ohne Sorge," erwiderte sie ebenso leise zurück, "ich habe mich vollständig erholt, was verlangen Sie?"

"Geben Sie mir die Mappe, welche die Dokumente umschloß, und dann löschen Sie die Lichter aus."

Sie holte die Mappe, welche auf dem Schreibtisch lag, übergab dieselbe Harder und trat an den großen Sophatisch zurück, wo sie die Lichter ausblies.

Der Justizrat trat in das anstoßende Gemach.

Die Lade des einen Fensters war geöffnet und ließ den Schein der auf der Straße brennenden Gaslaterne hereinfallen.

Unhörbar näherte Harder sich auf dem weichen Wollenteppich dem Fenster, machte den Flügel der Fensterlade völlig auf und trat dicht an die Scheiben; die vor denselben herabhängenden Tüllgardinen ließen ihn von außen nicht sichtbar werden, während er jeden Gegenstand auf der erhellten Straße erkennen konnte.

Er wollte die Krampe des Fensterriegels aufhaken, dieselbe war zu seiner Verwunderung abgebrochen und das Fenster nur angelehnt. Darauf schlug er scharf und kurz dreimal an die Scheibe.

Wenige Augenblicke darauf erschien der Oberkörper eines Mannes, den Rockragen hochgeschlagen, den Hut tief in das Gesicht gedrückt, an der Fensteröffnung und blickte in stummer Erwartung in das dunkle Zimmer.

Harder tritt vor, die rote Mappe vor das Gesicht haltend, so daß deren grelle Farbe in dem Laternenscheine glänzend beleuchtet zuerst dem Draußenstehenden in die Augen fällt. Dieser hebt schon die Hand, die Mappe in Empfang zu nehmen, da schlägt Harder mit Blitzesschnelle dem vor dem Fenster Stehenden den Hut vom Kopf, und ein von blondem Vollbart umrahmtes, nur zu bekanntes Gesicht starrt im Schein der Gaslaterne deutlich ihm entgegen.

"Herr Senger!" ruft der Justizrat hinaus, "sind Sie es wirklich?"

Wie die Posaune des jüngsten Gerichts dringt dieser Anruf in des Entlarvten Ohr. Er taumelt, vor Schreck fast niedergeschmettert, einige Schritte zurück.

"Die Mappe," fährt Harder kräftig fort, "ist wertlos geworden, denn ihr Inhalt ist seit einer Stunde in meinen Händen!"

Ein unterdrückter Fluch tönt dumpf von der Straße herein, Senger verschwindet im Dunkel der Nacht.

Der Justizrat ließ in der natürlichen Erregung, in welche ihn die soeben erlangte Erkenntnis des wahren Charakters eines so lange verehrten Mannes versetzte, Fenster und Laden offen stehen und ging in das erste Zimmer zurück.

"Er ist im Nebel verschwunden," sagte er, "aber der Gerechtigkeit soll er nicht entgehen!"

Dann ersuchte er Mistreß Jonston, die Lichte wieder anzuzünden. Die Dame tappte nach einem Gtisch, auf welchem sie die Streichholzdose bemerkt zu haben glaubte.

"Meine Hand zittert," sprach sie nach einer kleinen Pause des Suchens, "ich finde die Streichhölzer nicht!"

Der Justizrat und der Baron Warren, den die Gewißheit, daß Senger ein Schurke sei, jetzt ganz auf Lea vergessen ließ, tappte gleichfalls eine Weile vergebens nach Bündelhölzchen umher.

Kaum sah sich Lea unbewacht, so dachte sie an Flucht; schlangengleich glitt sie lautlos auf dem weichen Teppich, der jedes Geräusch aufhob, zur Thür des Nebenzimmers, erhob sich

im schnellen Ruck — ein Sprung auf den Sessel am Fenster, von dort auf das Fensterbrett, und dann mit flinkem Satz auf die Straße. Als ob der Sturmwind ihr Flügel geliehen, verschwand sie wie ein Phantom in der nächsten Seitengasse.

Jetzt flammte das Streichholz in der Hand des Barons auf. Er zündete die Kerzen mit demselben an und heller Lichtschein überflutete das Zimmer wieder.

"Nun zunächst an ein strenges Gericht!" rief der Justizrat und wollte sich zu der am Boden Knieenden wenden. Er stuzte, als er sie nicht mehr erblickte, eilte in das Nebenzimmer, und da er sie auch dort nicht fand, verriet das offene Fenster so gleich ihm ihre Flucht. Er bog sich zum Fenster hinaus, die Flüchtige war nicht mehr zu sehen.

"Lassen Sie dies elende Werkzeug jenes Menschen," sagte Mistreß Jonston, "was liegt an dieser Person?"

"Sie haben recht," entgegnete der Justizrat, "der Hauptschuldige ist anderswo zu suchen; wir wissen, wo er zu finden ist."

"Ich bitte Sie," antwortete Mistreß Jonston, "nichts ohne mein Wissen zu unternehmen; seitdem seine unglückliche Frau mir in den Weg trat, fühle ich Mitleid, nicht für ihn, sondern für sie, die durch ihre Liebe zu diesem Elenden die Quelle namenlosen Leidens in sich trägt!"

"Aber —" wollte der Justizrat sie unterbrechen.

Doch Mistreß Jonston ließ ihn nicht zu Worte kommen.

Unbegreifliches Rätsel des Frauenherzens! So glühend Amalie diesen Mann haßte, verschwand doch dieser Haß in seiner äußerlichen Wirkung, sobald sie an Leopoldinens Tränen dachte. Die alte Erfahrung bestätigte sich auch bei Mistreß Jonston, daß die Frauen stets mit der unglücklichen Liebe einer anderen sympathisiren, sobald diese Neigung nur nicht den eigenen Geliebten trifft.

"Hätte ich Sie nicht schon längst bewundert, gnädige Frau," sagte der Justizrat, "so würden Sie durch solchen Edelmut jetzt gewiß mich dazu zwingen."

Baron Warren sprach kein Wort, doch lag in seinem Blicke mehr, als die feurigste Sprache bezeichnen konnte. Das ihr von Senger zugefügte Leid wob in des Barons Augen einen Heiligenschein um ihr schönes Haupt, sie erschien ihm wie eine Märtyrerin der Tugend.

Eine Woche später durchschnitt ein stolzer Dampfer die rauschenden Wogen der Nordsee. Am Horizont tauchten die ersten nebelhaften Umrisse der englischen Küste auf.

Zwei der Reisenden hatten das elegante, mit prächtigem Zelt überzogene Hinterdeck der ersten Kajüte verlassen, sie standen isolirt vorn am Bugspriet und saßen entzückt vor sich auf den unermesslichen Wasserspiegel, der im klarsten Schein der Frühlingssonne vor ihnen ausgebreitet lag.

Es waren Mistreß Jonston und Baron Warren.

Lange Zeit sprachen sie kein Wort; sie dachten nicht an die Vergangenheit, nicht an die Zukunft, sie genossen wünschelos den Augenblick der Gegenwart. Ruhe lag über beiden ausgebreitet, zufriedene gedankenlose Ruhe und mit ihr des kurzen Erdenlebens einziges wahres Glück.

Beide sahen dem Spiel der Wellen zu, welche brausend sich teilten, wenn der Schiffskiel sich ihnen näherte und sie durchschnitt, wodurch das Meerwasser zu beiden Seiten des Schiffes in millionen weißer Schaumperlen glizernd aufgewirbelt wurde und wie ein feiner erfrischender Staubregen oft bis auf das Deck spritzte.

Zwei schneeweiße Möwen umkreisten das Schiff in immer engeren Bogen und ließen sich endlich wie ein Willkommenstruß des Ozeans dicht vor dem jungen Paare auf das Bugspriet nieder.

Bei dem Niederflattern der beiden Möwen, die traulich nebeneinander sitzen blieben, schlang der Baron seinen kräftigen Arm um Amaliens elastische Figur.

"Bedarf es," flüsterte er ihr dabei zu, "zwischen uns noch der Worte?"

Sie schüttelte den Kopf. Das größte Glück ist stumm.

Er zog sie fester an sich, sein erster Kuß brannte zärtlich auf ihren Lippen.

Durch ihre Seelen zitterte das Gefühl jener echten Liebe, die das Berauschte der Erde mit der Ahnung einer Ewigkeit verbindet.

Als glückliche Braut betrat sie Englands Strand, um sehr bald als noch viel glücklichere Frau des Barons Warren, begleitet von ihrem Vater, für immer in die deutsche Heimat zurückzukehren.

Sengers mißglückter Streich gegen Mißreß Jonston und die Unmöglichkeit, nunmehr noch Baron Warren mit seinem

Reichtum seinen Plänen dienstbar zu machen, besiegelten sein Geschick. Der lange hingehaltene Bankrott brach mit elementarer Gewalt herein. Die Gewißheit, von den Gerichten zu vernichtender Rechenhaft gezo-gen zu werden, trieb ihn zu dem verzweifeltsten Schritte, — am Abend des Tages nach seiner Enttarnung jagte er sich eine Kugel durch den Kopf. Sein armes Weib verfiel in Not und Siechtum. Kaum ein Jahr nach dem Zusammensturz ihres Glückes folgte sie dem bis zu ihrem letzten Hauche geliebten, wenn auch als verbrecherisch erkannten Gatten ins Grab.

Frauenherzen!

## La bella Venezia.

Ein Städtebild aus Italien. Von P. Groner.

### I.

„Und weißt du, was 'ne Gondel ist,  
Und wie's sich drinnen wieget?  
Ein Ding, das kaum die Woge küßt,  
Wenn's lustig drüber flieget.  
Du ruhst so süß, du ruhst so weich,  
Der Aeter um dich her:  
Du glaubst, du schwämmst im Himmelreich,  
Die Sterne um dich her.“

Ja, nun weiß ich, was eine Gondel ist, nun kann ich all die Poesie begreifen, die sich an Gondel, Gondolier und Gondelfahrt knüpft; jetzt kann ich die vielgerühmte schwärmerische Melancholie, die Morbidezza des Venetianers begreifen; begreifen, warum jeder, der nur einmal Venedig sah, und mit leise plätscherndem Ruder Schlag durch die Wasserstraßen, zwischen den herrlichen Palästen und unter den kühn geschwungenen Brücken dahinfuhr, nur eine einzige mond-helle Nacht auf dem Markus-platz und auf der Piazzetta zubrachte, ein ewiges Heimweh nach dem schönen Venedig, nach der Bella Venezia im Herzen davonträgt! Wer in Italien war und nicht Venedig sah, der kennt nicht die ganze Schönheit des prächtigen Landes. Venedig wirkt sogleich in der ersten Stunde bestrickend auf uns ein, und es ärgerte mich fast, bei Goethe gelesen zu haben:

„Hast du Bajä gesehen, so kennst du das Meer und die Fische;  
Hier ist Venedig, du kennst nun auch den Pfuhl und den Frosch.“

Wenn Goethe schlechter Laune ist, dann räsontiert er leicht; das tröstet mich. Schon die Fahrt nach Venedig ist einzig in ihrer Art. Gleich nach der letzten Station vor Venedig, von Padua her, hinter Veste, verschwindet das Land; wir fahren durch die weit ausgehnten Lagunen, zu beiden Seiten bis hart an das Geleise Wasser. Jetzt rasseln wir über die berühmte Lagunenbrücke, 28 Fuß breit und 11,099 Fuß lang. Es ist, als ob wir über die Flut selbst hinweghüschten. Und immer näher fliegt uns die Stadt entgegen: die unzählbaren Kirchen, Kuppeln und Türme zeichnen sich immer deutlicher am azurblauen Himmel ab; jetzt — wie mit einem Zauberschlag verschwindet alles, wir fahren in einen Bahnhof ein gleich den Bahnhöfen des Festlandes. Nun aber treten wir hinaus und eben so rasch stehen wir vor dem venetianischen Leben, vor der Eigentümlichkeit der Stadt. Wo sind die Wagen, die Droschken, die Omnibusse der Hotels? Gleich zehn Schritte vor uns schauten sie auf dem Kanal und in ihnen steht der Führer und wirft lebhafteste Blicke umher, den ankommenden Fremden zu erschaffen. Gondola, Signore, gondola Eccellenza! Große gewaltige Barken tragen das Gepäc in die Stadt — es sind die Lastwagen, weniger große vertreten die Stelle der Omnibusse; sie nehmen eine große Anzahl Passagiere auf und setzen sie ab, wo ihnen befohlen wird, wie die Wagen der Pferde-Eisenbahn; aber das ist immer noch nicht die echte Gondel. Da liegt sie und wiegt sich grazios auf der leicht bewegten Flut, lang, schmal, in der Mitte ein schwarz überzogenes Kämmerchen mit gepolsterten Sizen, nach drei Seiten mit Fenstern versehen. Jetzt taucht der Gondolier, hoch auf dem Hinterdeck aufrecht stehend,

die lange Ruderstange in das Wasser und wir fahren in den Canale Grande. Jeden Augenblick huscht eine Gondel fast unhörbar an uns vorüber. Die Gondoliere rufen sich einen Gruß, einen Scherz zu; fast könnten sie sich die Hand reichen, so nahe fahren sie aneinander vorbei und doch berühren sich die Gondeln nicht. Mit außerordentlichem Geschick werden die schlanken Fahrzeuge gelenkt. Jetzt ragt vor uns eine gewaltige Brücke in kühnem Bogen auf, wir fahren unter ihr her. „Ponte di Rialto“, ruft der Gondolier. Also das ist die vielberühmte Rialtobrücke?

„Nichts neues auf dem Rialto?“ ruft fragend Salanio dem Salarino im „Kaufmann von Venedig“ entgegen. Und rufen wir heute, so antwortet immer und immer das Echo traurig: „Nichts Neues!“ Schon beginnt Venedig seine Gewalt auf uns auszuüben, schon stimmt es auch uns melancholisch; denn gar zu traurig ist das Schweigen ringsum. Jetzt fahren wir in einen schmalen Seitkanal; düster steigen zu beiden Seiten die hohen Mauern hinan, ein düsteres, ahnendes Gefühl beschleicht uns. Hoch oben sind die beiden Gebäude durch eine verdeckte Brücke verbunden, düster schaut sie auf den dunklen Kanal hinab. „Ist das —?“ „Il ponte dei sospiri!“ ruft wieder der Gondolier; es ist die verurufene Seufzerbrücke, rechts neben uns der Dogenpalast und links die Gefängnisse.

„Zu Venedig auf der Seufzerbrücke stand ich,  
Ein Kerker mir zur Rechten, zur Linken ein Palast.“

Alle die Schauer-geschichten des blutigen Venedig tauchen vor uns auf. In dem verdeckten Gang der Brücke blitzt ein Licht auf; Häfcher führen einen Unglücklichen aus dem Gefängnis vor das Gericht der schrecklichen Zehn. Armer, deine Stunden sind gezählt! Die Ponte dei Sospiri überschreiten, heißt vom Leben zum Tode gehen. Da plötzlich knarrt vor uns tief unten, wo das Wasser murmelnd an die Treppe schlägt, eine Türe, eine schwarze Gondel liegt davor. Fackelträger erscheinen, hinter ihnen zwei dunkle Gestalten, das Gesicht verlarvt; auf ihren Schultern tragen sie einen Körper. Still und düster wie die feuchten Mauern, legen sie ihre schauerliche Last in die Gondel, still und düster sehen die Gondoliere ihrer unheimlichen Fracht entgegen, einige geheimnisvolle Worte und dann fahren sie fort. Morgen ist ein Signore verschwunden, — sein Körper liegt auf dem schlammigen Boden des Canale Orsano. Fort, fort aus der dumpfen Gasse, sie benimmt uns den Atem. Erleichtert atmen wir auf, wir fahren wieder hinaus in die frische Luft, in den weit ausgehnten Canale Grande. Wie das prächtig ist! Wie das schimmert und strahlt! Sind wir denn hier an den Ufern des Bosporus? Auf der blauen Flut wiegen sich prächtige Dampfer, und weiter hinaus steigen wie eine fata Morgana die Inseln von Venedig auf, und dort zur Linken die prächtige Kirche Maria della Salute; noch einige Ruder-schläge und wir liegen vor dem prächtigsten Platze der Welt, wir stehen im Angesicht des schönsten Palastes, vor dem Dogenpalast. Wir landen an der Piazzetta, aber es stürmt eine solche Fülle von einzelnen Schönheiten auf uns ein, daß es uns fast

betäubt, wir empfangen nur den Gesamteindruck, die Details verhallen sich noch. Da ist es leicht zu vergessen, daß man doch auch wohnen, schlafen, essen und trinken will. O diese prosaisch materielle Menschennatur! Auf, Filippo — so hieß mein Gondolier — auf nach der Albergo d'Italia, dem deutschen Hotel im italienischen Venedig. Jedem Deutschen, der nach Venedig geht, darf ich raten, dorthin zu gehen, selbst dann, wenn er nicht da wohnen will. Albergo d'Italia, von zwei deutschen Wirten, Bauer und Grünwald, gehalten, ist nicht nur Hotel, sondern auch Restaurant und eine ächt gemüthliche Bierkneipe mit köstlichem Bier, das direkt von Wien kommt, vortrefflichem Essen, guter Bedienung und freundlichen, geselligen Leuten. Hier ist auch der Sammelplatz der Deutschen, wenigstens der meisten. Wenn es auch irgend ein Junker unter seiner pommerischen Würde hält, hierher zu gehen, nun umso besser, dann sitzt er auch anderen vernünftigen Menschen nicht im Wege.

„Wo essen Sie?“ fragte mich eine solche Ausgabe echten düffelhaften Hochmuts, der in der einen Tasche den roten Bäcker und in der anderen den in Saffian gebundenen Gothaer Kalender trug. „Bei Bauer: Sauerkraut mit Würste, Makaroni und Kalbskopf, ein Stück Käse und dazu ein kostbares Glas Bier“, antwortete ich lachend, denn ich kannte meinen Pappeneimer. „Ach nein, das liebe ich nicht; es ist so lebhaft da, so viele Menschen. Im Lokal selbst raucht man, bietet Austern und Schildkröten feil, und man weiß nicht —“ „Neben wen man zu sitzen kommt“, unterbrach ich ihn. „Jeder nach seinem Geschmack, mir gefällt's nun gerade so. Auf Wiedersehen.“

Der Arme ging zum Albergo dell' Europa, saß zwei bis drei Stunden am Table d'hôte, langweilte sich — aber er war doch, wie er glaubte, in ebenbürtiger Gesellschaft.

Sogleich beim Eintritt in das ziemlich volle Lokal rief mich jemand beim Namen, und siehe da, ein Genosse aus der schönen akademischen Zeit umarmte mich. „Es flossen die Fragen in wechselnder Red“; er zog nach Rom, um historische Studien zu machen, ich nach dem gemüthlichen Tirol und später nach der Heimat; wir beide aber wollten uns redlich des Daseins in dem schönen Venedig freuen. Der Plan für den heutigen Tag war entworfen, und wir zogen Arm in Arm durch die engen Straßen, oft so eng, daß wir nicht nebeneinander hergehen konnten, nach der Piazzetta zum Kanale. Ob es wohl noch eine so schöne Fahrt geben kann, als von dem Dogenpalast bis zur Isola di Chiara im Angesicht des adriatischen Meeres? Ein prächtiger Palast neben dem andern, einer schöner als der andere, einer historisch interessanter als der andere, aber auch jeder trauriger als sein Nachbar.

Halt Filippo! Nicht so rasch! Der Gondolier nickt und zeigt uns den nächsten Palast: „Hier wohnte Desdemona, ermordet von dem eiferüchtigen Mohren Othello.“ Und dabei lacht der Schlingel nicht einmal. Heute ist der Palazzo Contarino Fosani ein Hotel, und der mit dem Spleen behaftete Engländer ist entzückt, in demselben Zimmer zu wohnen, wo die arme Desdemona unschuldig gemordet ward. Wenn es ein ganz dummer „Englischman“ ist, dann glaubt er sogar in derselben Bettlade zu schlafen. Mit jedem neuen Palast ein neuer Name, ein neues Blatt in der Geschichte Venedigs und darunter manches blutgefärbte Blatt. Palazzo Foscarini — armer Jacobo Foscarini! Nachdem die schrecklichen Zehn da oben dich auf das grausamste gefoltert haben, deinen blühenden, kräftigen Leib mit der Seilfolter fast zerrissen, verbannten sie dich, und du stirbst aus Liebe zu deinem Vaterlande! Palazzo Mocenigo — hier wohnte Lord Byron mit zwei Affen, fünf Katzen, einem halben Duzend Hunden, einer Krähe, einem Sperber, Papageien, einem Fuchs und wer weiß mit was noch für Getier; das wildeste und unbändigste Geschöpf aber von allen war die Margherita Cogni, die er selbst eine Tigerin nennt und die an die Stelle einer seiner unzähligen Flammen getreten war, um mit ihrer baldigen Nachfolgerin wieder zu tauschen. Wenn der Lord nun nicht zufällig Byron gewesen wäre, was würde man dann wohl

gesagt haben? Eine eigentümliche Schwäche erzählt man sich von dem englischen Leander. Bekanntlich hinkte der Lord, und aus lauter Eitelkeit, man könnte diesen Fehler bei ihm bemerken, ging er nie auf den Markusplatz. Vielleicht hätte man ihn dort sehen können, wenn die gewöhnlichen Menschenkinder schliefen?

Und immer weiter fliegt die Gondel, noch immer neue Paläste; jetzt der Palazzo Manin's, des letzten Dogen von Venedig. Der letzte Doge ist zugleich mit der Republik gestorben; die Republik erhielt den Todesstoß von der Republik Frankreich. Bonaparte haßte Venedig tödtlich und gern hätte er Venedigs Namen vom Erdboden vertilgt.

Und wieder steht die Rialtostraße vor uns. „Nichts Neues auf dem Rialto?“ „Nichts Neues“, gibt das Echo wieder. Wir können sie nicht alle nennen, die stolzen Gebäude, die stummen Zeugen einer ruhmreichen Vergangenheit, heute vielfach öde und verlassen, oder zu leerstehenden Fremdenwohnungen eingerichtet. Da, wo der stolze Noble an der Seite der schönen Signora saß, schlüßft heute der Engländer seinen Kaffee, schneidet man für einige Centesimi Hühneraugen — welche Profanation — und wäscht die Wäscherin alte Glacehandschuhe. In dem Palazzo Corner della Regina, wo die geistreiche und wunderschöne Katharina Cornaro, die Tochter der Republik und Gattin des Königs von Cypern, glänzenden Hof hielt, ist ein — Leihhaus; da wird auf Pfänder geliehen. Du armes, armes Venedig!

— — — es wird zum kleinen Städtchen  
Die Hauptstadt, drin statt Senatoren Sklaven,  
Statt Edeler Bettler sind, statt Bürger Kuppler!  
Wann der Hebräer haust in deinen Hallen, — — —

Schrecklicher Fluch des alten Dogen Marino Falieri, der, fast achtzig Jahre alt, das Silberhaar auf den Hentersblod legen mußte, du bist nicht gar so weit von der Wahrheit!

Wie sind sie gesunken, die köstlichen Marmorhallen! Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde der Palazzo Vendramin um 60 000 Dukaten oder 570 000 Mark verkauft. 1842 kaufte ihn die Mutter Heinrichs V. um 33 000 Gulden, also 66 000 Mark, um den neunten Teil seines damaligen Preises. Nun ist er Richard Wagners Todesstätte geworden.

„Was ist Prunk, Pracht und Macht — als Staub und Scherben!  
Und wie wir leben auch, wir müssen sterben.“

Fort mit den trüben Bildern! Venedig ist doch noch immer zu schön, zu bezaubernd schön, um solchen Gedanken zu viel Raum zu geben.

Wir fuhrten den ganzen Canale Grande hinab, noch an dem Bahnhofe vorbei; dann aber machten wir gern wieder denselben Weg, stiegen an einzelnen Stellen aus und besuchten einige der alten Paläste. Die Raumverhältnisse sind nicht so gewaltig wie bei den prächtigen Palästen Genuas. Mußte doch hier jeder fußbreite Raum — dem Wasser und dem Schlamm abgerungen werden. Mit welchen Schwierigkeiten die Erbauer zu kämpfen hatten, geht aus zwei Beispielen hervor, die wir anführen wollen. Die gewaltige Eisenbahnbrücke über die Lagunen, die wir gleich anfangs erwähnten, ruht wie die meisten Gebäude Venedigs auf Pfählen. Nicht weniger als 80 000 Pfähle von Lärchenholz wurden in den schlammigen Boden eingetrieben, hierauf Kostwerke von Eichenholz aufgeführt und nun endlich auf diese hölzerne Unterlage die Quaderpfeiler gebaut, welche die kolossale Brücke tragen. Um den Bau der Rialtostraße zu ermöglichen trieb man zwölfhundert Pfähle ein und hierauf erst erhob sich der Steinbau. Venedig ist in der That ähnlich jenen Pfahlbautenkolonien, deren Entdeckung in den schweizer Seen die Gelehrten so entzückte. Aber welcher Gegensatz zwischen dem rohen Bewohner jener Pfahlbauten und den Venetianern oder wie sie ursprünglich hießen, den Venetern! Dort kämpfte der kulturlose Naturmensch mit steinerner Waffe gegen die Bewohner des Waldes, zerrieb sich seinen Mais kümmerlich zwischen Steinen, zog dem Hirsch und dem Bär das Fell ab, um es sich als Kleidung umzuhängen, und bewirtete den besuchenden Nachbar mit frischen Markknochen, die sie dann gleichsam als



Friedenspfeife emsig aus-  
fogen. Scheffel besingt den  
biedern Pfahlbauer in köst-  
licher Weise:

Dicht qualmende Nebel um-  
feuchten  
Ein Pfahlbau-Gerüstwert  
im See,  
Und fern ob der Waldwild-  
nis leuchten  
Die Alpen im ewigen Schnee.  
Ein Mann sitzt auf hölzernem  
Stege,  
In Felle gehüllt, denn es  
zieht,  
Er schnipst mit der Feuer-  
steinsäge  
Ein Hirschhorn und summet  
sein Lied.

Und hier von der Pfahlstadt  
aus beherrscht der stolze  
Venetier Länder und Meere,  
flößt den Männern des mäch-  
tigen Halbmond Schrecken  
ein, sieht die Herrscher um  
seine Gunst buhlen, zählt  
unter seine Eroberungen  
drei Königreiche und ist stark  
genug, dem stolzen Spanien  
die Durchfahrt durch den  
Golf zu verwehren!

Wie Scheffel unange-  
fordert den steinzeitlichen  
Pfahlbauer besingt, so mußte  
der Dichter Sannazar  
auf Befehl der Stadt die  
Republik durch ein Loblied  
weckerlichen und erhielt für  
jede Zeile den bescheidenen  
Preis von hundert Duka-  
ten, macht für sechs Zeilen  
sechshundert Dukaten oder  
5700 Mark, ein anständiger  
Preis. Nobel waren die  
venetianischen Nobili. Man-  
cher unserer Leser hat noch  
kein Gedicht für 5700 Mark  
gelesen; für sie lassen wir  
es in der Uebersetzung fol-  
gen:

Siehe in Adrias Fluten sah  
einft Neptunus Benedig  
Und beherrichen das Meer durch  
sein mächtiges Wort;  
Und er sagt: O Jupiter, rühm'  
der tarpejischen Burg dich,  
Brüste dich immerhin fort mit  
den Mauern des Mars.  
Nehmt du die Lüder dem Meer  
vor, schau auf die Städte,  
die beiden,  
Sag dann: Von Menschen ist  
die, jene von Göttern ge-  
baut."

Es war noch hell genug,  
um das interessante Schau-  
spiel genießen zu können,  
Benedig aus der Vogelpers-  
pektive zu betrachten. Vor  
der Markuskirche erhebt sich  
von allen Seiten freistehend  
der Campanile Benedigs,  
der fast tausend Jahre alte  
Mocenturm. Ein gewun-  
dener Weg, fast so breit,



Die Scala Contarini in Benedig.

als manche Straße Benedigs  
es nicht ist, führt ohne starke  
Steigung zu dem Glocken-  
jause empor, dessen hohe  
und offene Bogfenster eine  
prachtvolle Aussicht gewäh-  
ren. Auf dieser lustigen  
Höhe steht wie ein Guck-  
kasten das Häuschen des  
Wächters und Glöckners zu-  
gleich; der mag schon wissen,  
woher der Wind weht.

Welche prächtige Aus-  
sicht von diesem hohen  
Standpunkte aus, auf den  
Napoleon geritten sein soll,  
wahrscheinlich um etwas  
ganz Außergewöhnliches zu  
tun. Das Auge ist ver-  
wirrt, es muß einen Ruhe-  
punkt suchen, um dann all-  
mählich die einzelnen Punkte  
finden zu können. Vor uns  
liegt die herrliche Markus-  
kirche mit ihren stolzen,  
orientalischen Kuppeln und  
neben ihr breitet sich bis  
zur Piazzetta hinunter die  
marmorne Säulenwand des  
Dogenpalastes aus. Tief  
unten in der schwindelnden  
Tiefe bewegt sich, ameisen-  
ähnlich anzuschauen, die  
Menge. Von der Markus-  
kirche her ertönt ein gewal-  
tiges Rauschen, eine Wolke  
steigt hinab auf den Mar-  
kusplatz. Sind das die Kra-  
nische des Ibisus? Nein,  
es sind die Tauben des hl.  
Markus, das Wahrzeichen  
Benedigs, die viele hundert  
Jahre da oben wohnen und  
da unten auf Staatskosten  
gefüttet werden. Durch  
das Gewir der Häuser zie-  
hen sich dunkle Linien, oft  
hell aufblitzend, wenn die  
Sonne sie beleuchtet; es sind  
die von hier oben kaum zähl-  
baren Kanäle Benedigs. —  
Jetzt lassen wir die Blicke  
weiter schweifen und magisch  
beleuchtet von den Strahlen  
der untergehenden Sonne  
steigen die Inseln aus den  
Lagunen und dem Meere  
empor, und hinter ihnen  
breitet sich weit und un-  
übersehbar das adriatische  
Meer aus.

Wie ein Gruß aus dem  
deutschen Vaterlande tau-  
schen am Horizont die tiro-  
ler Alpen auf, deren schnee-  
bedeckte Gipfel wir mit  
unserem Glase deutlich wahr-  
nehmen können. Und immer  
tiefer senkt sich die Sonne  
und immer näher rückt der

Gesichtskreis; eine Insel verschwindet nach der andern, als sänte sie hinab in die blaue Flut.

Da unten auf dem Markusplatz entzündeten sie schon die Gasflammen, und der Glöckner schaut uns verwundert an, daß wir uns von dem schönen Schauspiel gar nicht trennen wollen. —

Das Leben Venedigs konzentriert sich ganz besonders am Abend auf dem Markusplatz; er ist der Boulevard des Venetianers. Und wie das wogt und treibt in den prächtigen Arkaden! All' die schönen und reichen Korallen-, Juwelier-, Bilder-, Glaswaaren- und andern Läden sind erleuchtet und zeigen ihre blihenden Schätze. Mancher sehnsüchtige Blick wird da hineingeworfen. Wie zwei Ströme ziehen die Lustwandelnden nebeneinander her; Reich und Arm, Eingeborener und Fremder, Damen und Herren, Frauen, Mädchen und Männer aus dem Volke, alle genießen sie die milde Abendluft und das Schauspiel der hin- und herwogenden Menge. Ambulante Kramladen mit allem Erdenklichen winden sich durch, und ihre Besitzer schreien teilweise ihre Waaren aus; prächtige Südfrüchte, Muscheln, Schildkröten, Korallen, zierliche Gondeln, Bilder, Feuerzeug, Zeitungen werden feil geboten. Vor den glänzenden Cafés stehen die Tische und Stühle bis weit auf den Platz hinaus, und durch die Gäste wogt das Gedränge und wie überall in Italien — mit Anstand, ohne jegliche Noth.

Links von der Markuskirche mündet die Hauptstraße Venedigs auf den Markusplatz ein, die Merceria. Wie das flimmert und blitzt von Gold und Silber; von Korallen und Perlen! Dann die berühmten venetianischen Glaswaaren und die blinkenden Spiegel. Kein Wagen, kein Pferd und kein schlechtes Pflaster stört uns, es schlendert sich so angenehm und wir gehen immer weiter, bis wir wieder auf der Rialtobrücke stehen. Und jetzt haben wir das vielbesungene, vielgepriesene echt venetianische Bild vor uns. Der Mond ist aufgegangen und gießt sein mildes Licht über den breiten Kanal, auf dem die schwarzen Gondeln gespensterhaft hin und her huschen. „Signori fanno una passeggiata?“ fragt neben uns eine Stimme, und Filippo erscheint wie gerufen. Wir steigen in seine Gondel ein, um das schönste Schauspiel, Venedig vom Wasser aus, im vollen Lichte des Mondes zu genießen. Es ist wunderbar schön, zwischen den hohen Palästen dahinzufahren; aber es ist gar so still, so traurig still. Unter den hohen Fenstern schlägt kein schmucker Kavaliere die Laute mehr, und auf dem Balkon erscheint keine dunkeläugige Signora, um dem Schwärmer da unten zu zeigen, daß er gehört wurde. Alles still und öde. Hier Palast an Palast, auf dem Markusplatz lauter schimmernde Pracht und da drinnen in der Stadt die größte Armut. Mehr als 25000 Menschen fristen ihr klägliches Dasein von den Unterstützungen des Staates, und viele tausende kämpfen Tag für Tag den bittersten Kampf ums Dasein. Was wäre die stolze Dogenstadt, wenn sie nicht von den Fremden besucht würde! Und wie wünschen sie, die jeden deutsch Redenden verfluchten, die Fremdherrschaft, die Oesterreicher, zurück. Man muß sie hören, die Gondoliere, die Kaufleute, die Wirte, wie sie mit Behmut an jene Zeiten zurückdenken. „Ja, wir haben sie gehaßt, wir haben alles getan, heimlich und öffentlich, um die Tedeschi fortzubringen, und jetzt müssen wir es bitter bereuen. Wir haben es getan aus Liebe zum Vaterlande, wir wollten Italiener sein, aber dafür hungern wir jetzt. Süß ist's, für das Vaterland zu sterben, aber aus Hunger sterben, das ist kein Heldentod.“ So klagen sie alle und es ist auch nicht abzusehen, daß es besser wird. Der Handel von Venedig liegt brach, das zu nahe Triest nimmt alles weg. Der Handel, die Industrie suchen keine historischen Orte auf, wenn sie an dem prosaischesten Orte für ihre Zwecke einen besseren Platz finden.

Es ist gar zu traurig um dieses prächtige Venedig. Wir hatten uns auch ablenken lassen von dem nächtlichen Schauspiel dieser Art, aber sie verschwanden, sie mußten verschwinden bei

dem Bilde, das sich uns jetzt darbott. Wir landeten an der Piazzetta, und vor uns lagen sie alle, die Zeugen der glorreichen Zeiten. Wenige Schritte vom Ufer entfernt, stehen die beiden gewaltigen Granitmonoliten, die der Doge Sebastianiani gegen Ende des zwölften Jahrhunderts aus Konstantinopel brachte, derselbe Doge, der zuerst am Himmelfahrtstage die feierliche Vermählung mit dem adriatischen Meere vornahm. Der goldstrotzende Bucentaur, von dessen Deck herab der Doge mit Majestät den vom Papste geweihten Ring in das Meer schleuderte: „Desponsamus te mare in signo veri perpetuae domini.“ „Wir vermählen uns mit dir, o Meer, im Namen des wahren und ewigen Herrn“ ist zerstückelt. Der Korse wollte alle Zeichen der ehemaligen Macht vernichten; Napoleon ließ den Bucentaur zerstören.

Auf der linken Säule steht die Statue des heiligen Theodor, auf der anderen der geflügelte Markuslöwe; immer noch schaut er hinaus auf das Meer, aber es gehorcht ihm nicht mehr; seine Tazen sind kraftlos geworden, sein Auge blickt trübe, und als der Korse ihn sogar nach Paris schleppen ließ, da entramm dem ehernen Auge eine Träne. So erzählt es der Venetianer. Oesterreich setzte ihn wieder an seinen Platz; wie lange mag er nun Ruhe haben?

Lange Schatten werfen die Säulen in dem Lichte des Mondes. Cave Columnas! Hüte dich vor den Säulen, hieß früher die Warnung des Venetianers, und heute noch geht er nicht gerne zwischen ihnen durch; denn hier verrichtete der Genfer sein Werk, und viele, viele Schuldige und Unschuldige starben zwischen ihnen schmachvollen Tod. Wie oft hing am frühen Morgen die Leiche eines wackeren Mannes hier, der es gut mit dem Volke meinte, aber den obersten Zehn nicht genehm war. Wohl knirschte das Volk mit den Zähnen, wohl suchte es im Herzen — aber cave columnas! es schwieg.

Wenige Schritte weiter und wir stehen vor der prächtigen Fassade des Dogenpalastes, der ebenso durch seine gewaltige Größe als auch durch seine ganz eigene architektonische Schönheit imponirt. Nach zwei Seiten hin erheben sich, einer über dem anderen, zwei prächtige Säulengänge; auf dem obersten durften nur die Senatoren gehen. An dem einen Ende des Portikus, nach der Markuskirche zu, stehen unter den weißen Marmorsäulen zwei rote hervor; zwischen ihnen verflüchtete der Senator dem untenstehenden Volke die gefällten Todesurteile. Wie oft stand das Volk hier in ohnmächtiger Wut, wie ballte sich die nervige Faust um das Stillet, aber es schwieg, die Spione der Zehn standen unter ihm. Ein unvorsichtiges Wort, eine leis gemurmelte Verwünschung, ein Fluch auf die blutigen tyrannischen Häupter: und ein neues Todesurteil war schon geschrieben. Die Säulen standen gar zu nahe — cave columnas! Das Licht des Mondes spielt auf den orientalischen Säulen der einzigen Markuskirche und sehnhaft treten sie in der milden Beleuchtung hervor. Es ist ein Bild, wie die kühnste Phantasie es sich nicht vorzustellen vermag, ohne es gesehen zu haben. Der Kirche gegenüber steht der Campanile, und die drei berühmten Fahnensäulen, an denen einst die Fahnen der drei eroberten Königreiche Cyprien, Morea und Randia flatterten, werfen ihre langen, langen Schatten weit über den Markusplatz hin.

„La place de Saint Marc est un salon auquel le ciel seul est digne de servir de voûte.“ „der Markusplatz ist ein Saal, dessen Gewölbe einzig und allein der Himmel zu sein verdient.“ rief Napoleon aus, als er das prächtige Schauspiel genoss.

Auf dem Uhturm am Eingang der Merceria heben die zwei riesigen Eisenmänner hoch oben die schweren Hämmer und verkünden die zwölfte Stunde. Es ist Mitternacht. „Gute Nacht, Filippo.“ „Felicissima notte, Signori.“

(Fortsetzung folgt.)

## Hans Hafensuß.

Eine Alltagsgeschichte aus der jüngsten Vergangenheit. Von Hans Eckart.

(Fortsetzung.)

Gustav Jungmann hatte Wort gehalten.

Als er am nächsten Abende mit Siegfried Bandmeyer wieder am Stammtische zusammentraf, begann er ihm einen großartigen Operationsplan, wie er selbst sagte, zu enthüllen.

Dieser großartige Operationsplan bestand in folgendem: Siegfried Bandmeyer solle zur Zeit der Weinlese, welche voraussichtlich binnen zwei Monaten stattfinden mußte, das Landstädtchen, in dem die Familie Prechtling ihren Wohnsitz hat, mit seinem Besuche beehren, dann von Gustav Jungmann in das Haus von dessen Braut eingeführt werden, und dort sehen, gesehen werden und — siegen. Bei der Weinlese, versicherte Gustav Jungmann, mache sich so etwas ganz von selbst, nur Mut und Entschlossenheit gehöre dazu und diese Eigenschaften seien bei einem jungen Manne wie Siegfried ja selbstverständlich.

Dieser stimmte, allerdings etwas kleinlaut, zu. Er hatte zwar seiner festen Ueberzeugung nach eine ganze Anzahl vortrefflicher Eigenschaften, aber daß Mut und Entschlossenheit darunter allezeit anzutreffen seien, war ihm bislang keineswegs aufgefallen; besonders jungen hübschen Mädchen gegenüber hatte ihn häufig ein Gefühl eigentümlicher Zaghaftigkeit und Bangigkeit beschlichen, und ob sich davon der plötzlich so heiß Geliebten gegenüber garnichts bemerklich machen würde, erschien ihm wirklich recht zweifelhaft, — aber das durfte er den bis zur Unvergleichlichkeit ledigen Handlungsreisenden Gustav Jungmann selbstredend nicht merken lassen.

So war er denn mit allem einverstanden und fand, daß sich auf die von Jungmann angegebene Art alles auf das einfachste nach seinem Herzenswunsche müsse arrangiren lassen.

Daraufhin gewährte ihm Jungmann das unbändige Vergnügen, ihn vorläufig aus eigener Machtvollkommenheit zu seinem Schwager zu ernennen und die Verleihung dieser hoffnungseligen Würde mit ein paar Flaschen Wein zu feiern, welche Siegfried „poniren“ durfte.

Die Zeit der Weinlese rückte allgemach heran, und je näher sie kam, desto fieberhafter aufgeregter wurde Siegfried.

Um Emmy Holder bekümmerte er sich garnicht mehr. Anfanglich hatte er hin und wieder eine ziemlich deutliche Anspielung auf das Verhältnis des Fräuleins mit dem Studenten fallen lassen und dabei merken lassen, daß es ihm völlig gleichgiltig sei, wem Emmy ihre Gunst schenke, später ignorirte er die Sache ganz, und zwar einfach aus dem Grunde, weil er tatsächlich an garnichts mehr dachte, als an den bevorstehenden Eroberungszug in das Haus Prechtling.

So hatte er unter vielem andern eines Tages zwei große Pakete abzusenden. Das eine enthielt ein Schoß feinsten Battistleinwand, welche sich ein Brautpaar, ein adliger Premierlieutenant J. und eine Baronesse V. bestellt hatte, und das andere einen Ballen größter Sackleinwand für einen Müller auf dem Lande.

Der gute Siegfried verwechselte nun unseligerweise die Adressen und schrieb der freifräulichen Braut des Lieutenants, der er statt der bestellten Battistqualität eine eben eingetroffene noch bessere zugehen lassen wollte, da sie das beste, was nur immer zu haben wäre, gewünscht hatte:

„Ew. Hochwohlgeboren erlauben wir uns untertänigst inliegende unübertreffliche Dualität dringend zu empfehlen, weil wir für die gnädige Baronesse sowohl als für den Herrn Premierlieutenant absolut keine andere als diese passend zu erachten vermögen.“

Man kann sich das sprachlose Entsetzen der gnädigen Baronesse und die furchtbare jupiterhafte Entrüstung des Herrn Premierlieutenant denken, als beim Auspacken sich diese einzig für sie passende Dualität als eine Leinwand entpuppte, der gegenüber der ordinärste Stoff für militärische Sommerhosen noch ein Wunder von Feinheit genannt zu werden verdiente!

Welcher grauenhaften Gefahr ihn seine Zerstreutheit aus-

setzte, erkannte Siegfried zu seinem tiefen Schrecken, als der Lieutenant zornroten Antlizes in den Laden hereingestürmt war und mit schneidig schnarrender Stimme und wild funkelnden Augen, den Schnurrbart dolchartig spiz gedreht, sofortige Aufklärung verlangt hatte.

Nachdem sich herausgestellt hatte, daß bloß eine Verwechslung zugrunde liege, begnügte sich der tatendurstige Kriegsmann allerdings mit einem vernichtenden Blick auf Siegfried und mit der Bemerkung, da es sich nur um eine Gelei handle, wolle er die Sache einmal so hingehen lassen, er habe allerdings die Absicht gehabt, den Kerl zu spießen, der sich als der schuldige Teil herausstellen solle.

War er in diesem Falle noch mit knapper Not dem Gespießtwerden entgangen, so drohte ihm kurz darauf eine vielleicht sein ganzes Lebensglück gefährdende Entstellung seines ohnehin nicht übermäßig schönen Antlizes.

Eines schönen Tages war das Geschäft ungewöhnlich stark von Käufern jeden Alters und Geschlechtes besucht, und sämtliche Kommiss, Verkäuferinnen und Lehrlinge hatten alle Hände voll zu tun. Unter den Beschäftigten der arbeitssamste und eifrigste war wie immer Siegfried Bandmeyer, der älteste Kommiss von Jakob Fink selbst.

Aber während er in raschem Hin- und Herspringen sich schier verdoppelte und verdreifachte, geschah es ihm, daß er eine Partie Kinderhäubchen, Zäckchen, Hemdchen und Windeln, welche er einer jungen Frau vorlegen sollte, vor einem Menschen ausbreitete und, als jedenfalls ganz seinen Bedürfnissen und Anforderungen entsprechend, anpries, der darin eine freche Anspielung und gröbliche Beleidigung seiner eigenen Person und der eines augenblicklich noch geliebten Wesens sah, — nämlich vor dem gewiegten Mädchenarzt Kurt Stark, der auch wieder einmal erschienen war, angeblich um ein dringendes Bedürfnis nach Hemdenknöpfen zu befriedigen, in Wahrheit um Fräulein Emmy Holder, die dicht neben Siegfried Bandmeyer stand, als er mit den Kinderfachen angerückt kam, verstohlen ein Brieflein in die Hand zu drücken.

Die hübsche Emmy wurde ganz bleich und Kurt Stark glühend rot vor Wut, und letzterer neigte sich zu Siegfried über den Ladentisch hinüber, erhob seinen mit dickem Horngriff versehenen Stock wie zum Schläge und zischelte ihm zu:

„Herr, wenn Sie nicht sofort um Verzeihung bitten, dann schlage ich Ihnen auf der Stelle das krumme Nasenbein in tausend Stücke — Sie jämmerlicher dummer Junge, Sie!“

Das Nasenbein blieb nun glücklicherweise unverfehrt, denn Siegfried beicelte sich mit jämmerlicher Armesündermiene um Entschuldigung zu bitten, und die junge Frau, welche das Kinderzeug bedurfte, meldete sich auch sogleich, aber den jämmerlichen dummen Jungen wurde unser armer Siegfried nicht los, und Fräulein Holder war und blieb seine Todfeindin, ebenso wie Kurt Stark fortan ihn seine Verachtung noch weit deutlicher und handgreiflicher fühlen ließ, wo er ihn traf, als zuvor.

Allgemach rückte die Zeit der Weinlese heran. Zuguterletzt oder richtiger zuschlechterletzt ward unser Held noch entsetzlich auf die Folter gespannt. Gustav Jungmann war längst wieder auf die Reise gegangen und kam nicht zurück, ließ auch keine Silbe von sich hören.

Endlich kam ein Brief von ihm. Was darin stand, war für Siegfried wieder ein harter Schlag. Jungmann schrieb, er könne nicht, wie verabredet, mit Siegfried gemeinschaftlich nach Liebenhausen reisen, sondern werde wahrscheinlich erst etwas später dort eintreffen und direkt dahin reisen. Das ändere jedoch an der Sache garnichts; er werde Siegfried rechtzeitig benachrichtigen, wann er — allein — abfahren sollte, und dann würde dafür gesorgt sein, daß ihn ein Freund auf dem Bahnhofe in Liebenhausen in Empfang nehme, — das übrige werde sich schon finden.

Siegfried las das Schreiben ein dutzendmal und schüttelte wohl hundertmal den Kopf. Die ganze Sache kam ihm, je mehr er darüber nachdachte, desto bedenklicher vor. Er allein nach Liebenhausen, wo er gänzlich unbekannt war! Ein Freund sollte ihn in Empfang nehmen, — was für ein Freund? Er, Siegfried, hatte sicher keinen in Liebenhausen und zehn Meilen in der Runde. Ein Freund von Jungmann jedoch, — wie sollte der ihn auf dem Bahnhofe erkennen?

Und dann der Gedanke, ohne Jungmann in das Haus Pechling zu kommen!? — Er fühlte sich jetzt schon bis zur Sprachlosigkeit verlegen, wenn er an diese Eventualität dachte, — ja, wenn er noch wenigstens seine altgewohnte Ladentafel hätte mitnehmen können, — hinter der er seine Geistesgegenwart niemals völlig verlor, wo er immer von neuem Worte zu finden gewöhnt war, — aber ohne Ladentafel, auf wildfremdem Boden, wo er eigentlich gar keine Existenzberechtigung hatte, — ein lecker Eindringling, eine Art Räuber, der da kam, in der verwegenen Absicht, eine harmlose brave Familie um eines ihrer teuersten Mitglieder, ja sogar — Siegfried war fest davon überzeugt — um ihr Teuerstes, ihre Perle und Krone zu bringen!

Es war im Grunde eine Tolldreistigkeit, die er da vorhatte, ein Unternehmen, das eigentlich garnicht gelingen konnte. —

Aber Gustav Jungmann nahm auf den Sturm in Siegfrieds Busen nicht die mindeste Rücksicht.

Plötzlich traf eine Postkarte ein folgenden Inhalts:

„Lieber Junge!

Nächsten Freitag Abend punkt 7 Uhr fährst du mit dem Schnellzuge ab, triffst alsdann 9 Uhr 40 in Liebenhausen ein. Beim Aussteigen halte eins von deinen großen rotseidenen Taschentüchern in der linken und, damit eine Verwechslung unmöglich ist, deinen Stock mit der silbernen Krücke in der rechten Hand. Tue aber ja genau wie ich bestimme, sonst steh ich für nichts, und solltest du etwa gar den Zug verbummeln oder dich anders besonnen haben, so wäre ich blamirt und würde mich als persönlich beleidigt betrachten. Liebenhausen erwartet dich, Siegfried; auf Wiedersehen da, wo unsere Liebe zuhause ist.

Dein Gustav.“

Nach Empfang dieser Zeilen konnte für Siegfried nicht mehr zweifelhaft sein, was er zu tun habe. Die Würfel waren geworfen! Er mußte tun, was Jungmann bestimmte.

Dieser hatte aber in der Tat auch sehr umsichtig disponirt. Das große rotseidene Taschentuch, — alle Jahre bekam er ein solches von seinem Prinzipal zu Weihnachten geschenkt, — eignete sich vorzüglich zu einem Erkennungszeichen in nächstlicher Stunde. Der silberbekrüchte Stock, — es war zwar nur Neusilber, aber sah wirklich in der erfreulichsten Weise echt aus, — dieser Stock war eigentlich überflüssig, aber besser war allerdings besser.

Nun galt es die Vorbereitungen zu der großen Aktion rasch beenden.

Ein neuer Anzug, lichtbrauner Rock und Weste und hellgraue Hose, zwei Paar neue Stiefeln, — darunter ein Paar hohe Stulpsstiefeln, die den Vorzug hatten, die etwas sehr dünnen Waden unseres Helden in vorteilhaftester Weise zu maskiren, ein neuer Herbstüberzieher, der sehr lang war und seinem Träger ein ungemein würdiges und wegen seines eleganten Stoffes ein vornehmes Aussehen verlieh, ein neuer pikfeiner Cylinderhut, — dazu ein vergoldeter Nasenquetscher mit lichtblauem Fensterglase, eine dito vergoldete Uhrkette, deren mächtige Dicks ihr erlaubt hätte, als Hemmkette an einem Lastwagen eine achtungswerte Rolle zu spielen, endlich seine hellgraue Glagehandschuhe, — das war die mit äußerster Sorgfalt gewählte Ausstaffirung des trefflichen Siegfried.

Am Donnerstag um die Mittagsstunde hielt er im stillen Kämmerlein große Ankleideprobe. Der Erfolg bezauberte ihn so, daß er nicht umhin konnte, des Abends in der Stammkneipe zum erstenmale in vollem Freierrsglänze vor den Leuten zu erscheinen.

Der Eindruck, welchen er auf alle, die ihn kannten, hervor-

rief, war ein großartiger. Der Hausknecht, welcher ihm im Halbdunkel der Hausflur begegnete, erkannte ihn garnicht wieder, machte aber vor ihm eine Verbeugung, wie vor einem König.

Die Kellnerin blieb anfänglich mit offenem Munde vor ihm stehen, — dann schlug sie die Hände über dem Kopfe zusammen und schrie:

„Nein, wie Sie schön sind, Herr Bandmeyer, — Sie haben wohl 's große Loos gewonnen, und wie Ihnen alles sitzt, — die Hosen, 's ist zu reizend.“

Siegfried wurde brandrot; die Kellnerin, welche recht hübsch, wenn auch nicht grade übermäßig jung war, hatte sich sonst um ihn nur sehr wenig gekümmert; die ledern derben Herren, wie Gustav Jungmann einer war, wurden von ihr immer bevorzugt, — aber heute hatte sie wirklich den ganzen Abend über nur Augen für Siegfried Bandmeyer.

Auch der Wirt kam und gratulirte Siegfried in aller Form zu seinem nunmehrigen Exterieur.

„Sie sehen nobel aus, sehr nobel, Herr Bandmeyer,“ sagte er. „Ich versteh mich darauf; Sie wissen, ich war zehn Jahre lang Oberkellner im Hotel de Russie, wo der lumpigste Gast mindestens Baron ist. Wie Sie jetzt aussehen, könnten Sie im Hotel de Russie in der zweiten Etage wohnen.“

Das überstieg Siegfrieds kühnste Erwartungen.

Und seine Freunde stimmten zu. Er mußte sich mindestens zehnmal von seinem Stuhl erheben und sich um- und umdrehen, damit sie ihn besser betrachten konnten, immer wieder kniffen sie ihn in die Beine und Arme, um sich von der Feinheit des Stoffes von Hose und Rock zu überzeugen, alle notirten sich sofort die Adresse von seinem Schneider und fragten, wie lange er pumpe u. s. w.

Im Laufe des Gesprächs erzählte Siegfried, daß er mit dem Nachtschnellzuge abreisen werde.

„Mit dem Nachtschnellzuge?“ fragte der Bankkommis Herrmann Kleinert mit bedenklichem Gesicht. „Hören Sie, Bandmeyer, das würde ich mir doch noch sehr überlegen.“

„Wie so?“ sagte Siegfried etwas erstaunt.

„Ja, wissen Sie, 's ist riskant, verflucht riskant. Wie Sie jetzt aussehen, hält Sie jeder, der Sie nicht kennt, für'n Kerl mit reich viel Geld im Portemonnaie. Und wenn man so in der Nacht fährt, schläft man ein, — da braucht so ein Spizbube nur 'nen Griff zu machen und schrump, da hat er Uhr und Kette, und merkt man was, da kriegt man schließlich noch mit dem Totschläger was gründliches auf die Nase. Na, ich will Ihnen natürlich nicht Angst machen, Bandmeyer, aber vorsehen würde ich mich doch sehr an Ihrer Stelle.“

„Angst habe ich nie, keine Spur von Angst,“ beteuerte Siegfried; „aber wie könnte man sich denn da vorsehen?“ fügte er etwas weniger zuversichtlich hinzu.

Darüber waren die Freunde nicht einig, obgleich sie alle der Meinung Kleinerts beistimmten, daß man heutzutage gar nicht vorsichtig genug sein könnte; denn verzweifeltstes Gesindel gebe es überall, dem es auf'n Menschenleben nicht ankäme, und die prachtvolle goldene Uhrkette und der silberbeschlagene Stock reizten kolossal.

Siegfried fragte immer von neuem und immer kleinlauter:

„Aber was macht man denn da, wenn man sich vorsehen will? Denn wenn man sich auch nicht fürchtet, so darf man sich doch nicht leichtsinnig und wehlos in Gefahr begeben, — man hat ja doch auch Verpflichtungen —“

Er dachte an seine zukünftige Familie. Dieser einen gesunden Familienvater zu erhalten, war gewiß seine heilige Pflicht, denn auch sein Besiztum durfte er sich nicht schmälern lassen, denn am Ende war doch alles, was er jetzt besaß, rechtliches Eigentum seiner Nachkommen. Und wenn das Schlimmste passirte, — er dachte an das dralle, reizende Lehuchen, und es wurde ihm ganz weh und weich ums Herz, — wenn das arme Ding seinen ihm von einem gütigen Geschick bestimmten Bräutigam verlieren sollte, noch ehe es ihn auch nur einmal ans Herz gedrückt, — nein, — Vorsicht, formidable, unüberwindliche Vorsicht war unerläßlich geboten.

Der eine der Freunde riet unverzüglich Anschaffung eines großen Dolchmessers; der zweite meinte, ein schwerer Totschläger täte es am Ende auch, der dritte dagegen versicherte, daß nur ein scharfgeladener Revolver ihm als Bürge für sein Geld und Leben Genüge leisten würde.

Hermann Kleinert, bei dem man allerdings nie recht wußte, ob er Ernst mache oder Alk, erklärte das alles für ganz ungenügend. Sicher werde Siegfried nur dann sein, wenn er auf der Eisenbahn einem Schaffner einen Taler zahle und dadurch diesen veranlasse, sich für die Dauer der Fahrt möglichst wenig von seiner Seite zu rühren. In Liebenhausen bei nachtschlafender Zeit angekommen, müsse er sich dann sofort unter den Schutz der Polizei stellen.

Das ging Siegfried zu weit. Er strengte sich an, über Kleinerts Vorschlag zu lachen.

Da kam er aber schön an. Denn nun begann dieser eine Menge der haarsträubendsten Mordgeschichten aufzuführen, die alle in der letzten Zeit passiert sein sollten, ein Viertelbuzend allein kurz hintereinander in der Gegend von Liebenhausen, wo es zur Zeit der Weinlese noch viel unsicherer sei, als sonstwo in der Welt, die Abruzzesen in Italien nicht ausgenommen, — da strömten nämlich die Strolche aus allen Weltgegenden zusammen, um möglichst viele von den Fremden abzufassen, sie zu bestehlen und zu berauben, die da die Weinlese mitzumachen und Weine einzukaufen sich einfügten.

Siegfried Wandmeyer, welcher um Mitternacht zu Hause anlangte, war das Herz gründlich in die Hosen gefallen. Denn, wenn auch Kleinert riesig übertrieben hatte, etwas war doch daran an manchen von den Mordgeschichten, und vor allem war die Tatsache nicht aus der Welt zu leugnen, daß es um die öffentliche Sicherheit in der Gebirgsgegend, wo Liebenhausen liegt, keineswegs allzu gut bestellt war.

Siegfried Wandmeyer hatte eine sehr unruhige Nacht, konnte nur wenig schlafen und träumte das tollste Zeug durcheinander.

Einmal befand er sich im Traume im Eisenbahnwaggon, ihm gegenüber saß eine Dame, die ihn plötzlich fragte, wie spät es sei. Als er nach der Uhr sah, bohrte die Dame ihm die Spitze ihres Sonnenschirms durch die Brust und entriß ihm die Uhr. — Siegfried wurde es blitzschnell klar, daß er einen verkleideten Räuber vor sich habe, — in Angstschweiß gebadet wachte er auf.

Als er wieder im Halbschlummer lag, fuhr er auch schon wieder auf der ungeliebten Eisenbahn. Die Lokomotive piff marzdurchdringend, der Zug hielt, er war an seinem Ziele angelangt, — merkwürdigerweise riefen die Kondukteure: „Hamburg — alles aussteigen!“ Siegfried wollte auch heraus, aber er konnte absolut nicht von seinem Platze aufkommen, da tauchte plötzlich vor ihm eine mächtige, grimmig schnauzbärtige Gestalt auf:

„Da haben wir den Schurken,“ schrie die Gestalt und packte ihn mit eiserner Faust an der Gurgel, „das ist der mit einer million Mark durchgebrannte Bankkassirer, — alles stimmt, der silberne Stock, die blauen Augengläser, — Handschellen her, daß wir den Kerl fesseln.“ —

Natürlich fuhr Siegfried wieder vor Schreck an allen Gliedern zitternd empor. Er gab nun für eine ganze Stunde die Bemühungen, ruhig zu schlafen auf, — zündete Licht an und las. Endlich gegen Morgen vermochte er noch eine Stunde leidlich zu ruhen.

Den Tag über war er zerstreuter als je.

Emmy Holder, die ihn sonst höhnisch ausgelacht hatte, wenn er in seiner Zerstretheit irgend etwas anrichtete, zuckte heut nur mitleidig und fast verächtlich die runden Schultern.

Einmal hörte er sie sogar dem ältesten Lehrling zustüßeln: „Passen Sie auf, Georg, den — und damit deutete sie auf ihn — sperren sie binnen kurzem ins Narrenhaus, — so gehts nicht weiter.“

In nicht sehr gehobener Stimmung begab sich unser armer Siegfried um sieben Uhr auf den Bahnhof.

Hier aber und auf der Eisenbahn verlief alles ohne Abenteuer. Siegfried hatte die Vorsicht in der Tat soweit getrieben,

sich zu bewaffnen, — allerdings nur mit einem 75 Pfennige kostenden Rohrstock mit bleiausgegossenem mächtigen Knopfe. Derselbe vermehrte seine Bagage in keineswegs bequemer Weise. Seinen silbertrückigen Stock mußte er natürlich doch auch mitnehmen, und da er doch auch — schon seiner neuen Sachen wegen — nicht ohne Regenschirm reisen konnte, so schleppte er denn zwei Stöcke und noch einen Schirm mit sich.

Außerdem führte er einen ziemlich umfangreichen Handkoffer bei sich und eine Hutschachtel, in der er einen runden niedern Hut und eine Regenmütze transportierte.

Wie ein Argus hatte er über diese seine kostbaren Habseligkeiten gewacht und mit ängstlichem Mißtrauen jeden der Mitreisenden betrachtet, aber niemand hatte sich um ihn gekümmert und nicht das geringste außergewöhnliche war geschehen.

Freilich hatte er auch seine Vorsicht soweit getrieben, seine auffallendsten Schätze möglichst zu verbergen.

Ueber den Silberknopf seines Spazierstockes war ein alter Handschuh gezogen und mit Bindfaden befestigt; Rock und Ueberzieher hatte er bis zum obersten Knopf fest geschlossen, um seine dicke glänzende Uhrkette nicht sehen zu lassen. Der vergoldete Klemmer war in einer der Westentaschen verborgen und hing an einer unscheinbaren schwarzen Gummischmuck an seinem Hals.

Gegen das Ende der Fahrt überkam ihn mehr und mehr ein wohlthuendes Gefühl der Sicherheit und Ruhe. Es war offenbar, er hatte sich ganz unnötig aufgeregt, — er lehnte sich bequem in die Kissen des Coupées zweiter Klasse, welches ihn beherbergte, zurück. Schade, daß nun die Fahrt bald zu Ende, es fuhr sich ganz gut, so vornehm im Schnellzuge. In diesem Augenblick war er zum erstenmal so kühn, nach seiner Uhr zu sehen. Ehe er jedoch noch erkannt, wie spät es sei, ertönte von der Lokomotive her einer jener bekannten, grellenden ohrenzerreißenden Piffe und gleichzeitig begannen die Bremsen kreischend und die Wagen schüttelnd zu arbeiten.

„Um Gotteswillen, es gibt doch kein Unglück,“ schrie eine nervöse Dame im selben Coupée.

Siegfried war auch aus seiner kurzen Sorglosigkeit erschreckt emporgesfahren, wiederum völlig ohne Not, denn als nun der Zug hielt, tönte der Ruf an den Wagen des Zuges entlang: „Liebenhausen, — eine Minute Aufenthalt.“

Eine Minute, das war entsetzlich wenig. Siegfried Wandmeyer zerriß sich fast vor Mühe und Eile, seine Stöcke, den Regenschirm, den Koffer und die Hutschachtel unter die Arme zu klemmen und in die Hände zu nehmen, und doch kam er nicht rasch genug aus dem Coupée hinaus.

„Beilen Sie sich,“ rief der Kondukteur, „der Zug setzt sich sofort in Bewegung.“

Endlich war er auf den Perron hinabgelangt; freilich lag die Hutschachtel geöffnet auf der Erde, der Spazierstock hatte seine Rocklappe verlorene und glänzte silbern in die Nacht hinaus, Rock und Ueberzieher flatterten vollständig aufgedröpft im Winde, — die dicke Uhrkette funkelte in all ihrem goldigen Prunk und der ebenso goldige Rasenklemmer saß unserem Siegfried, — weiß der Himmel, wie er dahin gekommen war — auf dem Rücken.

Wenn mich so die auf Bahnhöfen oft sehr zahlreich vertretenen Taschendiebe sähen, fuhr es Siegfried wieder schreckhaft durch die Sinne, dann hefteten sie sich sicherlich an meine Sohlen.

In diesem Momente sah er sich beobachtet. Sollte das vielleicht ein solcher Spitzbube sein? Unsinn, warum kann es nicht der zu meinem Empfange von meinem Freunde Jungmann hierher Dirigitte sein?

Das mußte sich sogleich zeigen, — er legte sein Gepäck wieder auf den Boden und zog, immer nach dem ihn Beobachtenden hinschend, das rotseidene Taschentuch hervor. Der Fremde trat richtig näher, — in der Freude, sich nicht getäuscht zu haben, platzte Siegfried sofort los:

„Sie sind also wirklich der Herr, der mich erwartet, wie mir mein Freund Gustav Jungmann geschrieben?“

„Und Sie sind —“ der Fremde stockte und lächelte.  
 „Siegfried Bandmeyer, zu dienen, erster Kommiss bei Jakob Fink,“ beeiferte sich Siegfried zu versichern.  
 Wiederum slog ein sonderbares Lächeln über des Andern Gesicht.

„Schön, Herr Bandmeyer, daß Sie da sind, — da wollen wir also zusammen gehen —“

„Ach, Sie waren wohl so freundlich, mir ein Logis zu verschaffen, wenn Sie mich also dahin führen wollen —“

„Gewiß, gewiß, kommen Sie nur, — ach, Ihre Sachen, — na, die lassen wir hier.“

„Meine Sachen hierlassen?“ fragte Siegfried befremdet.

„Gewiß, — der Bahnhofsportier kann sie Ihnen ins Logis bringen, — Franz, — wer bist du?“

Aus dem Dunkel der Nacht tauchte noch eine Gestalt auf, auch ein junger Mann.

„Franz, hier ist der Herr, den wir auf Gustav Jungmanns Wunsch erwartet haben, — Herr Siegfried Bandmeyer vom Hause Jakob Fink.“

Merkwürdig, dieser Zweite schnitt sonderbare Grimassen, — fast auch als ob er eigentlich hätte laut auflachen mögen. Aber nur einen Moment, dann war er ganz ernst.

„Freut mich, daß Sie da sind, Herr Bandmeyer,“ sagte er.

„Trag die Sachen zum Portier, Franz, er soll sie heut noch in die Wohnung bringen, — so, wir gehen indes, du kommst nach, Franz, beim Friedhof vorbei —“

Franz hatte sich mit merkwürdiger Geschwindigkeit aller Gepäcksstücke Siegfrieds bemächtigt und verschwand damit spurlos im Dunkeln.

„Ich hätte doch meine Sachen lieber gleich selbst mitgenommen,“ sagte Siegfried schüchtern.

„Nah, kommen Sie nur, Herr Bandmeyer,“ entgegnete der Begleiter, „wir müssen uns etwas eilen.“ Und er nahm Siegfried unter den Arm und zog ihn rasch von dannen.

Sie überschritten eine breite spärlich mit Dellampen erhellte Straße und bogen in einen fast ganz dunkeln Seitenweg ein, der zwischen hohen Mauern hinführte.

„Das ist der Friedhof, hier links,“ sagte der Begleiter.

Siegfried hatte sich sonst nie vor Friedhöfen entsetzt, heut überließ ihn doch ein eigentümliches Gefühl. Er wollte etwas antworten, wußte aber nicht was und schwieg.

Stillschweigend schritten die beiden nebeneinander her.

„Warum der nur garnichts sagt,“ dachte sich Siegfried.

(Schluß folgt.)

## Die Diamanten-Schleifereien in Amsterdam.

Aus einer vor kurzem erschienenen kleinen Schrift: „Diamanten“ von dem Engländer William Pole, entnehmen wir einige nicht uninteressante Mitteilungen über das Bearbeiten und Schleifen der Diamanten, wie es in den großen Werkstätten zu Amsterdam betrieben wird.

Die Kunst des Diamanten-Schleifens ist von verhältnismäßig moderner Erfindung. Man trug diese kostbaren Edelsteine früher in ihrer natürlich vorkommenden Gestalt, höchstens gereinigt und polirt. Im 14. Jahrhundert scheint man schon einige Versuche gemacht zu haben, sie in reguläre Formen zu bringen, jedoch ohne Rücksicht auf die Vermehrung des Glanzes, und erst im Jahre 1456 kam ein gewisser Louis van Berquen in Brügge darauf, den Diamanten sogenannte Facetten anzuschleifen, von denen der Glanz des Steines bekanntlich so sehr abhängt. Um das Jahr 1650 erfand der Kardinal Mazarin die vollkommene Form des Brillanten und ließ zwölf große Diamanten der Krone von Frankreich in dieser Gestalt schleifen, welche Form von da ab immer als diejenige bezeichnet worden ist, welche die schönen optischen Eigenschaften des Steines am vollkommensten zur Erscheinung bringt.

Die Kunst des Diamanten-Schleifens wird gegenwärtig fast ausschließlich nur in Amsterdam geübt, wo große Etablissements für diesen Zweck errichtet worden sind. Merkwürdigerweise wird diese Arbeit fast allein von jüdischen Händen verrichtet. Man rechnet, daß von den 30 000 Juden, die in Amsterdam ihren Wohnsitz haben, wenigstens 10 000 in direkter oder indirekter Verührung mit dieser Industrie stehen.

Eine der größten Diamanten-Schleifereien ist die der Herren Coster, in der Swanenburg-Straat, wo Dampf als Betriebskraft der Maschinen gebraucht und 200 bis 300 jüdische Arbeiter beschäftigt werden. Das Verfahren beim Schleifen der Diamanten ist daselbst das folgende: Zuerst wird der rohe Stein einem erfahrenen Arbeiter in die Hand gegeben, der seine natürliche Form prüft und bestimmt, welche allgemeine Gestalt und Größe dem Steine zu geben am vorteilhaftesten sein würde. Nachdem diese Bestimmung für zwei Diamanten getroffen ist, kittet der Arbeiter jeden der beiden in eine Art von Cement fest, am Ende eines Stück Holzes von passender Form zum bequemen Handhaben, und nun reibt er die beiden Steine aneinander, wendet dann die Steine in ihrem Kitt zweckentsprechend, um eine andere Seite hervorzubringen und reibt wieder, bis die beiden Steine nach und nach die gewünschte Form angenommen haben. Das gegenseitige Abarbeiten der beiden Steine erzeugt Diamantpulver, welches sorgfältig für die folgenden Operationen aufbewahrt wird.

Sobald der Diamant auf die oben angedeutete Weise seine ihm bestimmte Form in rohen Umrissen angenommen hat, kommt er in die eigentliche Schleiferei, wo ihm die zahlreichen kleinen edigen, sogenannten „Facetten“ angeschliffen werden, die dann seine Oberfläche bilden. Dies geschieht auf schnell rotirenden Stahlscheiben mittels Diamantpulvers. Diese Stahlscheiben haben gewöhnlich 25 bis 30 Centimeter im Durchmesser, sind horizontal mit vertikalen Achsen und machen 30 bis 40 Umdrehungen in der Sekunde, so daß der schleifende Teil der Scheibe sich mit einer Geschwindigkeit von etwa einer englischen Meile in der Minute unter dem Diamanten hinwegbewegt. Außerordentlich feines Diamantpulver, gemischt mit dem besten Olivenöl, wird mit einer Feder auf der oberen Seite der rotirenden Scheibe aufgetragen, und der

Apparat ist fertig, um auf den Diamanten zu wirken. Der Stein wird nun in eine Metallmischung (ein Amalgam von Blei und Zinn) eingebettet, die leicht schmelzbar aber doch dabei hart genug ist, den Stein unverrückt in seiner Stelle zu erhalten. Das feste Amalgam mit dem darin stehenden Diamanten befindet sich an einer beweglichen Handhabe und diese wird durch ein kleines Rahmwerk auf die schnell rotirende Scheibe aufgedrückt und noch mit Gewichten beschwert. Die Friction zwischen dem Diamanten und dem mit so ungeheurer Geschwindigkeit darunter hinwegrollenden Diamantpulver auf der Scheibe bringt in sehr kurzer Zeit eine kleine ebene Fläche oder Facette an dem Diamanten zuwege. Ist eine solche fertig, so nimmt der Arbeiter mit der Handhabe den Stein von der Scheibe, macht das Metall durch Erwärmung flüssig, nimmt den Stein heraus und setzt ihn in geeigneter Stellung wieder hinein, um eine andere Facette zu schleifen. Durch Eintauchen in kaltes Wasser erstarrt das Metall sogleich und hält den Stein in seiner neuen Stellung wieder fest. Bei diesem Wenden des Steines, um eine neue Fläche dem Schleifapparate darzubieten, zeigt sich besonders die Geschicklichkeit und die Schärfe der Beurteilung in bezug auf das Arrangement der Flächen, die die Arbeiter durch bloße Erfahrung sich angeeignet haben. Es ist klar, daß, wenn der Diamant nur einige Regelmäßigkeit und Symmetrie in seiner Form zeigen soll, der Arbeiter nicht nur auf das Innerehalten von ganz bestimmten Neigungswinkeln zwischen den einzelnen Flächen, sondern auch auf die Größe jeder einzelnen Fläche ganz besonders Acht haben muß. Wie schwer dies durch das bloße Augenmaß zu erreichen sein muß, davon kann sich jeder leicht überzeugen, der zum Versuch nur aus einem Stück Rübe oder Kartoffel ein Oktaeder,\* einen der einfachsten regulären Körper, schneiden wollte. Die Arbeit des Diamantenschleifers ist jedoch eine ungleich schwierigere, nämlich etwa sechzig symmetrische und regelmäßige Flächen einem Steine zu geben, der oft nur  $\frac{1}{8}$  Zoll im Durchmesser hat, und das ohne irgend welche mechanische Hilfsmittel, und, was eine Hauptsache dabei ist, es so einzurichten, daß möglichst wenig von dem kostbaren Steine verloren geht. Dies alles kann natürlich nur das Resultat großer Geschicklichkeit und langer Erfahrung sein.

Die Teilung der Arbeit, die in anderen Industrien eine so große Rolle spielt, läßt sich bei der Diamanten-Schleiferei eigentlich gar nicht in Anwendung bringen. Jeder Diamant geht nur durch die Hände zweier Arbeiter, des einen, der die ungefähre Form des Steines festsetzt, und des andern, des eigentlichen Schleifers. Dieser liefert den Stein, fertig für den Verkauf, an den Besitzer ab. Das sogenannte Poliren hängt nämlich unmittelbar mit dem Schleifen zusammen; nur daß der Arbeiter hierbei die Gewichte entfernt und den Druck des Steines auf die Schleifscheibe nur durch seine Hand regulirt, und daß er auch die Geschwindigkeit etwas verringert, indem er den Stein mehr nach dem Mittelpunkte der Scheibe zu führt.

Das Diamantpulver, welches zu dem Schleifen in nicht unbedeutenden Quantitäten verbraucht wird, gewinnt man teils bei dem ersten Prozeß der Bearbeitung des Steines selbst, teils verwendet man kleine und unscheinbare Diamanten dazu, welche die Arbeit des Schleifens nicht lohnen würden, indem man dieselben zertrümmert. Das Pulver wird sorgfältig gesiebt und von allen Unreinigkeiten, Staub und

\* Oktaeder ist ein von acht gleichseitigen Dreiecken begrenzter Körper.

Schmutz gereinigt und dann mit dem feinsten Olivenöl angemacht. In neuerer Zeit wird auch ein neu entdecktes Mineral „Carbonado“ für diesen Zweck verwendet, dessen Härte genügt, wenn es auch von größerer Qualität als das Diamantpulver ist.

Obgleich der Diamant der härteste von allen Körpern ist, die wir kennen, so läßt er sich doch nicht gerade schwer zerteilen; ja er läßt sogar von geschickter Hand sich durch ein gewöhnliches Febermesser zerspalten. Diese scheinbare Anomalie hat ihren Grund in der kristallinischen Natur und der daraus hervorgehenden natürlichen Spaltbarkeit des Diamanten. Diese Spaltbarkeit findet jedoch selbstverständlich nicht nach jeder beliebigen Richtung hin, sondern nur nach vier Richtungen, die den Flächen des ursprünglichen Oktaeder parallel sind, statt; und es gehört eine außerordentliche Geschicklichkeit und ein geübtes Auge dazu, diese Richtungen zu erkennen. Auf diese Weise ist es aber möglich, aus fehlerhaften Steinen die guten Stücke herauszuspalten und so das Ganze besser zu verwerten. Von dem berühmten Mineralogen Wollaston, dem Begründer der Kristallographie, erzählt man, daß derselbe einst einen großen aber fleckigen Diamanten zu niedrigem Preise von Kumbell und Bridge kaufte, und dadurch, daß er ihn mit geschickter Hand in kleinere, aber gesunde Stücke zerlegte, eine große Summe Geldes gewann. Damals war das Prinzip dieser Operation noch wenig bekannt.

Die Eigenschaft des Diamanten, nach vier verschiedenen Richtungen hin spaltbar zu sein, ist übrigens der Grund, daß derselbe verhältnismäßig leicht zertrümmert werden kann. Denn wenn Plinius bei Erwähnung der großen Härte des Diamanten behauptet, daß, wenn man einen Diamanten auf einen Amboß lege und mit einem großen Hammer darauf schlage, eher der Stahl nachgeben würde, als der Stein, so war derselbe vollständig im Irrtum und stellte jene Behauptung gewiß nicht aus eigener Erfahrung auf, wie ja überhaupt jemand nicht gerne kostbare Diamanten zu dergleichen Experimenten hergeben wird.

Dr. Gn.

## Unsere Illustrationen.

**Sächsishe Bauern in Siebenbürgen.** (S. 228—229.) Das gebirgige Siebenbürgen, von dem mächtigen Gebirgsstod der Karpaten durchzogen, wird von drei Stämmen bewohnt. Am zahlreichsten sind die Rumänen oder Walachen, dann kommen die Magyaren oder Szekler und dann die Deutschen oder Sachsen. Diese Sachsen haben mitten unter fremdem Völkergemisch ihre deutsch-nationalen Eigentümlichkeiten behalten. Im ersten und zwölften Jahrhundert war dieser Landstrich durch wiederholte Einfälle wilder Volksstämme verwüstet und entvölkert worden und deshalb berief im Jahre 1143 der König Geisa II. Deutsche dahin, die sich ihm auch in Masse zur Disposition stellten. Sie kamen teilweise vom Niederrhein, teilweise aus Thüringen und Sachsen, denn Geisa wollte hauptsächlich Leute haben, die sich auf den Bergbau verstanden. Man nannte diese Deutschen einfach Sachsen. Um sie an das verödete Land zu fesseln, wurden ihnen große Vorrechte eingeräumt; man gab ihnen Grundeigentum, auf dem keine Lasten ruhten und sie durften sich selbst eine Nationalverfassung geben. Diese fleißigen und energischen Deutschen, die auch heute noch die deutsche Sprache beibehalten haben, brachten das Land bald wieder in Blüte und erbauten auch eine Menge von Städten, so Mühlbach, Hermannstadt, Schäßburg, Klausenburg, Reismar, Kronstadt und Bisritz, denen man an den Namen schon die Abstammung ihrer Gründer anmerkt; das Land wurde in sieben Gerichtsprengel für die deutsche Rechtspflege eingeteilt, auch Stühle genannt, woher sich auch der deutsche Name des Landes ableiten läßt. Die Sachsen in Siebenbürgen hatten große staatliche und kommunale Freiheiten, die ihnen 1224 nochmals sämmtlich verbürgt wurden; sie wählten ihre Geistlichen und ihre Kaufleute bezahlten keine Zölle; kein Fremder durfte sich bei ihnen eindringen; sie wählten sich den obersten Richter, den Nationalgrafen in Hermannstadt; der König von Ungarn hatte nur den Befehl über das Heer und durfte sich nur im Kriege im Lande aufhalten; die Städteverfassungen basirten auf deutschem Recht und die Städte wählten sich selbst ihre Magistrate. 1713 kam Siebenbürgen an Oesterreich und da blieb es nicht aus, daß Unzufriedenheit im Lande entstand, die unter der Regierung Josephs II. zu dem Aufstande unter Urst. gen. Horjath, führten, bei welcher Gelegenheit an dreihundert Schösser verbrannt wurden. Horjath wurde unter dem „milden“ Joseph II. gerädert und dann den Sachsen das Recht genommen, sich den Nationalgrafen zu wählen; doch wurde dieses Recht 1845 wieder hergestellt.

Bei der großen Erhebung Ungarns in den Jahren 1848 und 1849 stellten sich die siebenbürgischen Sachsen auf Seite Oesterreichs und bekämpften die Ungarn; ihre Abgeordneten traten aus dem ungarischen Reichstage aus. Ungarn und Sachsen hielten sich bitter und als General Bem den Revolutionkrieg nach Siebenbürgen hinüberpielte, ward dieser Krieg zum furchtbaren Racenkrieg, in welchem die Nordbrennerei zu einem kaum glaublichen Grade stieg. 1860 wurde die alte Verfassung Siebenbürgens wieder hergestellt. 1867 wurde dagegen Siebenbürgen zur ungarischen Provinz gemacht, was insofern als ein politischer Fehler betrachtet werden muß, als die Feindschaft zwischen Sachsen und Magyaren fortwährend Reibungen und Unzuträglichkeiten hervorruft. Man weiß, wie eifersüchtig die Sachsen auf Erhaltung ihrer Nationalität bedacht sind und wie die Ungarn dagegen auftreten.

So kann das Verhältnis nur ein höchst ungesund sein, eine der vielen Perlen österröcherischer Staatsweisheit.

In Siebenbürgen sind 75 Prozent der Einwohner in Land- und Forstwirtschaft, 6 Prozent in der Industrie, 1 Prozent im Handel und 15 Prozent als Diensthofen und dergleichen beschäftigt; 3 Prozent lassen sich die „Intelligenz“ nennen und unter ihnen sind 0,5 Prozent Rentiers.

Trotz des vielbetriebenen Ackerbaues gibt es in Siebenbürgen eine Menge Landes, dem der Bewohner kaum oder nur sehr schwer seinen Unterhalt abgewinnen kann. Diese Bevölkerung befindet sich in unaufhörlicher Bewegung. Man wandert aus, um seinen Unterhalt anderswo zu verdienen und mit dem Erworbenen zurückzukehren. Die Sachsen wandern am wenigsten aus, weit mehr die Szekler und Rumänen. Nach dem Osten ist der Strom der „Orientgänger“ so stark geworden, daß man alle Anstrengungen gemacht hat, ihn einzudämmen; man hat die Passvorschriften verschärft und läßt niemand fort, der nicht seine Steuern bezahlt hat; auch dürfen junge Mädchen nicht über die Grenze. Dieser Zwang nützt verhältnismäßig wenig. Die Sachsen wandern meistens nach Westen als Diensthofen, Gewerbetreibende und auch als Lehrer.

Unsere Illustrationen zeigen uns zwei Typen aus diesem merkwürdigen Sachsenstamme in ihrer eigentümlichen Tracht. Die Tracht der Männer ist offenbar geschmackvoller als die der Frauen. Sowie sie zäh an ihren alten Rechten festgehalten, halten sie auch an ihrer alten Kleidung fest.

Wenn sich das ungeliche Verhältnis zwischen Ungarn und siebenbürgischen Sachsen ändern wird, ist nicht abzusehen, denn bei den österröcherischen Regierungen ist man nicht schnell mit Neuerungen. So wird der alte Streit fortbestehen, denn die Sachsen sind ein trotziges Volk, dessen Charakter nirgends besser geschildert ist, als in jenem siebenbürgischen Jägerlied, dessen Verfasser nicht bekannt und dessen Melodie so prächtig ist:

Ich schieß' den Hirsch im wilden Forst,  
Im tiefen Wald das Reh,  
Den Adler auf der Klippe Horst,  
Die Ente auf dem See.  
Kein Ort, der Schutz gewähren kann,  
Wo meine Büchse zielt,  
Und dennoch hab' ich harter Mann  
Die Liebe auch gefühlt.

Der wilde Falk ist mein Gefell,  
Der Wolf mein Kampfgespan,  
Der Tag geht mir mit Hundsgesell,  
Die Nacht mit Hussah! an.  
Ein Lankreis schmidt statt Blumenzier  
Den schweißbefleckten Hut,  
Und dennoch schlug die Liebe mir  
Ins wilde Jägerblut!

A. T.

**Die Brautwerbung.** Von Defregger. (S. 233.) Es ist die alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu. Für alle Uebel des Daseins hat der erfinderische Menschengesitt Mittel ausgetübelt, durch Dienstbarmachung der Natur und zweckmäßige gesellschaftliche Organisation hofft er sogar, die Not aus der Welt zu schaffen, er unterfängt sich, die schlimmsten Krankheiten durch die zu immer größerer Macht anwachsende Wissenschaft zu überwinden, er vermehrt sich sogar, den unnahbaren Wolken die Bildung des Hagels durch rationelle Bewaldung zu verwehren, wie er bereits, ihrem Drohen spottend, den zudenden Blitzstrahl von seinem Haupt und Haus in die Erde ableitet; nur für den Blitz aus schönen Augen hat er noch keinen Ableiter gefunden, für die Wunde, die Amors bitterer Pfeil dem Herzen macht, ist noch keine Salbe, kein Pflaster erdacht, gegen eine unglückliche Liebe ist noch kein Mittel ausfindig gemacht worden. Was hilft's, daß die altkluge Vernunft dem glühenden Herzen weise Sentenzen predigt und ihm zuruft: Ruh es denn just diese eine sein? Blühen in Amors Garten nicht andere Blumen in Hülle und Fülle? — Das Herz hat sich nun einmal auf die eine Kapriziert, die ihm der Inbegriff aller Schönheit, aller weiblichen Hofseligkeit und Vollkommenheit dünkt. Wertber ist auf seine Lotte erpicht und da ihm das Schicksal unübersteigbare Schranken zieht, so ergreift er — unmännlich genug — die Pistole und schleudert ein Dasein von sich, das ihm zur Last statt zur Lust ist. „Unmännlich genug!“ Ganz gewiß und es ist vollkommen richtig, was Lessing an Eschenburg schrieb: „Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche Liebesraerei, welche zum Selbstmord antreibt, nur kaum einem Mädchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten.“ Dennoch aber sollten wir hochweisen Alten angesichts des erotischen Monoteismus der Jugend niemals vergessen, daß das jugendliche Herz von ganz anderer Beschaffenheit ist als das gealterte, das einem ausgebrannten, erloschenen Vulkan vergleichbar ist und darum auch mit anderem Maßstab gemessen werden will. — Der Liebhaber auf unserem Bilde wird indes niemals zur Pistole greifen, dazu ist er viel zu dick und behäbig, der Pfeil des kleinen Gottes hat ihn zwar gerizt, ist ihm wohl auch ins Fleisch gedrungen, aber doch nicht so tief, daß er den geschmälzten

Röhren, die seine Mutter auf breiter dampfender Platte des Mittags austrägt, widerstehen könnte. So tapfer wie ehemals hatte er freilich in letzter Zeit nicht eingehauen, und das eben wars, wodurch er seinen Liebesgram der in solchen Dingen scharfsichtigen Mutter verriet, und als der Sohn gehörig ins Gebet genommen war, da entschloß sich der Alte, eine stattliche, stämmige Gestalt, dergleichen besonders in den tyroler Gebirgen gedeihen, den Brautwerber zu machen, und die selbstbewußte Haltung, mit der er sich der nicht minder stattlichen Brautmutter wie der daneben sitzenden Großmutter präsentirt, beweist, daß er auf keinen Korb gefaßt ist, denn er kann und wird den Sohn mit einem ansehnlichen Erbteil ausstatten, und das ist ja die Hauptfache und muß den Ausschlag geben. Und die Geworbene selbst? Wir fürchten, daß sie, wenn sie überhaupt gefragt wird, nicht rundweg einschlagen wird. Halb verlegen, halb schelmisch sitzt sie da, neben ihren Schwestern, zwei gesunden, hübschen Badfischen, die verwundert dreinschauen, denn dergleichen ist ihnen im Leben noch niemals begegnet. Dem Ideal ihrer Liebe entspricht der dicke Sepp eben nicht, und wenn sie zu wählen hätte, so dürfte kein anderer als der schlanke Jodler-Toni, der beim letzten Preischießen den ersten Ehrenbecher mit seinem Stutzen eroberte, ihr den goldenen Reif an den Finger stecken. Aber der Jodler-Toni ist arm und niemals werden Mutter und Großmutter zu einer solchen Mesalliance ihre Einwilligung geben. Und so wird sie denn nach mehreren heftigen Auftritten und verweinten Nächten schließlich doch dem ehelichen Sepp ihre Hand reichen und einst ihre Tochter nach gleichen Grundsätzen in das Joch der Ehe zwingen. An dem Sujet unseres Bildes haben die Genremaler aller Nationen ihre Kräfte versucht. Liebenswürdiger und pädagogischer, so vollstimmlich und mit so viel gesundem Humor hat niemals ein Maler eine Brautwerbung geschildert, als der gefeierte münchener Meister Fr. Defregger. Wie da jeder Kopf lebt und spricht, wie überzeugend wahr und klar der ganze Vorgang zum Bewußtsein gebracht wird, wie sein Ernst und Komik verschmolzen sind und ineinander spielen! Defreggers Brautwerbung gehört zu den Perlen unserer modernen Kunst, wie denn fast sämtliche Werke dieses Künstlers, dessen Pinsel dem Volksleben seiner tiroler Heimat gewidmet ist, von einer Ursprünglichkeit und Frische der Empfindung und dabei von einer Wahrheit sind, daß man es begreift, weshalb Defregger so rasch zum Liebling der ganzen Nation geworden ist. Er ist kein Auerbach in Farben, der den Bauern Empfindungen und Anschauungen andichtet, die sie als Bauern gar nicht haben können und die daher mit ihrem Wesen in schroffem Widerspruch stehen; er schildert sie, wie sie in Wirklichkeit und Wahrheit sind, aber er weiß ihnen so viele schöne, anmutende Seiten und Züge abzugewinnen, daß man sich daran ästhetisch erbaute wie an den idealsten Gebilden der Kunst. Und das verdankt Defregger zum großen Teil dem glücklichen Umstand, daß er nicht bloßer Beobachter des Volkes ist, sondern selbst zum Volk gehört, sich als Glied der Volksmasse empfindet, aus welcher dem Kreise der sog. „Gebildeten“ immer wieder neue, unverbrauchte Kräfte zu strömen müssen, um ihn zu erfrischen und zu verjüngen. St.

## Für unsere Hausfrauen.

**Paraguaytee.** Auf unsere Anfrage bezüglich etwaiger Erfahrungen mit dem Paraguaytee antwortet Herr H. B. in Dresden: Betreffs des in Amerika (und auch England) viel verwendeten Maté oder Paraguaytee, den die Blätter von *Ilex paraguayensis* liefern, (Yerba Maté der Spanier, Caacuys oder Gaaguaza der Eingeborenen in Brasilien und Paraguay) bemerke ich, daß ich denselben seit Jahren regelmäßig des Morgens statt Kaffee trinke und ihn nur empfehlen kann. Derselbe wirkt nicht so ausschließlich anregend auf das Nervensystem und das Herz und erschlassend auf die Darmfunktion wie der chinesische Tee, sondern regt zugleich auch das Gefäßsystem und die Verdauung an. Sein Geschmack ist mindestens ebenso angenehm, wie der des chinesischen Tees, doch gewöhnen sich manche Menschen nicht leicht an denselben, da er ein eigentümliches Aroma hat. Die lederartigen Blätter werden nicht so leicht wie der chinesische Tee vom heißen Wasser ausgezogen. Man zerstückt oder mahlt sie am besten zu gröblichem Pulver (geht auch auf der Kaffeemühle), brüht sie kochend heiß, läßt sie wohl auch einmal aufkochen und dann etwas länger ziehen als chinesischen Tee. Uebrigens trinkt man ihn wie chinesischen Tee mit Zucker und Milch. Der Preis des Matétees ist bis jetzt bedeutend niedriger als der des chinesischen Tees, auch beträgt der Eingangszoll für denselben statt wie beim chinesischen Tee hundert Mark per hundert Kilogramm nur vier Mark per hundert Kilogramm. Im allgemeinen kostet jetzt das Kilo Mk. 2.50, chinesischer Tee dagegen Mk. 8-6. Doch achte man beim Einkauf, daß man nur beste frische Qualität erhält, da bei dem geringen Verbrauch an vielen Orten man oft altes verlegenes Zeug bekommt.

**Kaffeesurrogat.** Der Samen der gelben Lupine, die in Norddeutschland häufig für Gründüngungs- und Fütterungszwecke gebräut

wird, soll ein gutes Kaffeesurrogat abgeben. Geröstet soll er nicht nur wie Kaffee riechen, sondern auch schmecken (!). Ein berliner Spekulant hat vor einigen Jahren solchen Kaffee für „Feigentasse“ verkauft, bis ihm die Behörden das profitable Geschäft gelegt haben.

**Gartentresse.** Diese bekannte Pflanze ist wegen ihres pikanten, etwas scharfen Geschmacks für sich allein als Salat oder als Zutat zu diesem mit Recht viel geschätzt. Ihr Anbau ist sehr leicht; sie nimmt mit jedem Gartenboden vorlieb und macht keine besonderen Ansprüche. Im April, oder noch früher, wenn es die Witterung erlaubt, sät man den Samen reihenweise in sehr flache Furchen ziemlich dicht und bedeckt ihn nur ganz schwach mit leichter Erde. Gehörig feucht gehalten, geht er schon nach 3 bis 4 Tagen auf. Nach 8 bis 14 Tagen macht man eine neue Saat und fährt damit fort, so lange man dessen bedarf. Das Abschneiden geschieht mit der Scheere, weil die Pflanzen sich leicht wurzeln und daher leicht aus der Erde gerissen werden, was für die Küche nicht wünschenswert ist. — Um auch im Winter, wo gewöhnlich Mangel an andern Salatarten einzutreten pflegt, Kresse zu haben, nimmt man flache, etwa 2-3 Zoll tiefe Kästchen von beliebiger Länge und Breite und füllt dieselben mit guter klarer Gartenerde. Hat man diese geebnet, so streut man den Samen darauf, und zwar so dicht, daß die Erde fast ganz davon bedeckt wird und brüht ihn dann mittels eines Brettchens, ohne weitere Bedeckung, in die Erde, die man täglich zweimal mit lauem Wasser vorsichtig, damit der Same nicht verschweimt, befeuchtet. Ehe die Pflanzen hervorkommen, setzt man den Kästen an einen etwas warmen Ort, in die Nähe eines Ofens oder Herdes. Sobald sich aber die Keime zeigen, bringt man ihn ans Fenster, wo die Pflanzen Licht und Sonne genießen und eine grüne Farbe bekommen. Es gibt mehrere Sorten Kresse, so eine gekrauste oder gefüllte mit etwas größeren Blättern, eine gelbblättrige u. s. w. Die Kresse gilt für ein sehr gesundes Kraut; man schreibt ihr unter anderem blutreinigende, antistomatitische und auflösende Kräfte zu.

**Zum Waschen seidener Zeuge** gibt die Musterzeitung folgendes Verfahren an: Man breite das Seidenzeug auf einen reinen Tisch aus, seife einen wollenen Lappen gut ein, wende lauwarmes Wasser an und streiche das Zeug immer nach ein und derselben Richtung. Ist der Schmutz entfernt, so beseitigt man auch die Seife mit einem Schwamme und kaltem Wasser. Dann nehme man auch die andere Seite des Zeuges vor, reinige dieselbe ebenso, spüle das Ganze mit kaltem Wasser und lasse es ausgebreitet im Schatten trocknen. Schwarzes oder blaues Zeug wird dann noch einmal mit Brantwein abgerieben und abermals getrocknet. Zum Bügeln bedient man sich dann nur eines halbwarmen Stabes und legt Papier zwischen Bügeleisen und Zeug. Oder man bestreicht die Zeuge zuerst mit Eidotter, wäscht sie in lauem, dann kaltem Wasser, zieht sie alsdann durch Wasser mit aufgelöstem Tragantgummi und rollt sie.

## Schachtelrätsel.

- 1 2 3 4 5 6 7 ein deutscher Komponist.  
 1 2 3 4 5 6 ein deutscher Fluß.  
 1 2 3 4 5 ein Hühnervogel, weder Huhn noch Hahn.  
 1 2 3 4! Sei froh, wenn du's nicht bist.  
 1 2 3 Schiffern unentbehrlich.  
 2 3 heißen Wiesen und Flüsse, doch wenn du's ruffst, meinst du weder die eine noch die andere. E. N.

## Rebus.



Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von R. Kautsky. (Fort.) — Die Götter in der Dichtung. Von Wilhelm Bloß. — Moderne Schicksale. Novelle von Carl Görlitz. (Schluß.) — La bella Venezia. Ein Städtebild aus Italien. Von D. Gronen. (Mit Illust.) — Hans Hasenfuß. Eine Alltagsgeschichte aus der jüngsten Vergangenheit. Von Hans Eckart. (Schluß.) — Die Diamanten-Schleisereien in Amsterdam. — Unsere Illustrationen: Galerie schöner Frauenköpfe: Messalina. Gemälde von Hermann Kaulbach. — Sächsische Bauern in Siebenbürgen. — Die Brautwerbung. — Für unsere Hausfrauen: Paraguaytee. — Kaffeesurrogat. — Gartentresse. — Zum Waschen seidener Zeuge. — Schachtelrätsel. — Rebus. — Ärztlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. — Allgemeinwissenschaftliche Auskunft. — Gemeinnütziges. — Mannichfartiges.